Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 12 — Marburg i. H., den 21. März — 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Warum mußten sie ihn töten? — Die altniederländischen Volkslieder. 7. Der Holländer und der Seeländer. 8. Loblied vom Jahre 1585. Schluß — Der Spiritismus. 3. Kritik. Zweite Hälfte — Die Frauenbewegung und das Christentum. Forts. — Ein Weltanschauungsdrama. Gertrud Prellwitz, Zwischen zwei Welten — Selbstanzeigen: Worin sind hinsichtlich der Erzählung von der Hochzeit zu Kana alle wahrhaft evangelischen Christen einig? (Köster); Beweis für das Dasein Gottes (Schwartzkopff); Die „Lade Jahves" (Meinhold); Die Straßburger liturgischen Ordnungen im Zeitalter der Reformation (Hubert); Marginalien und Register zu Kants Kritik der reinen Vernunft (Mellin, Goldschmidt); Kantkritik oder Kantstudium? (Goldschmidt) — Verschiedenes: Litterarische Notizen; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Warum mußten sie ihn töten?

Und sie trachteten darnach, wie sie ihn griffen, und fürchteten sich vor dem Volk; denn sie verstanden, daß er auf sie dies Gleichnis geredet hatte. Mark. 12, 12

O, sie hatten es auch anders versucht!

Zuerst mit dem Lachen. Sie wußten schon, daß das Lachen töten kann. Da ist das breite, behäbige Lachen der Philister, eine genügende Widerlegung aller Propheten: du Träumer, du Narr, du Verrückter! Wir wissen das besser! Iß und trink, liebe Seele, und sei gutes Muts! Im letzten Grunde glaubt ihr Propheten euch ja selbst nicht! Und so haben sie das Lachen versucht; bis hinauf zu dem listigen, feinen Augenzwinkern, mit dem die Eingeweihten lachen. Solch ein plumper Bauer! Wir schlauen Diplomaten werden ihn fangen; alle Menschen sind, wie wir selbst, eitel und wollen bewundert sein. So traten sie vor ihn: „Lehrer (so nannten sie ihn diesmal, den ungelehrten Handwerker), wir wissen, daß du wahr bist und fragst nach Niemand; denn du achtest nicht das Ansehen der Menschen, sondern du lehrst den Weg Gottes recht ...." Es half ihnen Nichts, ihr grobes und ihr feines Lachen. Er war zu einfach dazu.

Dann versuchten sie es mit der Verleumdung. Ein sehr gutes Mittel. Ein Fresser und Säufer ist er, kein Gottesmann. Ja, Johannes, der war einer! Der aß nicht und trank nicht! Aber Jesus? Mit Zöllnern und Sündern verkehrt er am liebsten. Ganz leise sagten sie auch: und mit Sünderinnen, und sie lachten dabei in ihrer feinen Art. Noch heute kann man damit am schnellsten einen Mann zum Schweigen bringen. An Jesus prallte auch das ab.

Schweigen sollte er; sein Weherufen und sein Kehret um! und Otterngezüchte! wollten sie nicht wieder hören. Denn in ihren Herzen, ganz innen, ganz hinten, da gab ihm Etwas recht, eine ganz leise, aber sehr eindringliche Stimme. Die Stimme hatte aber kein Recht zu reden. Lange schon war sie ein für alle mal in die Ecke verwiesen. Und sie waren jetzt die berufenen Hüter und Leiter des Volkes; hatten diese Stimme, um des Volkes Wohl zu schaffen, schweigen gelehrt und unterdrückt. Das sollte er auch — oder er wurde zum Schweigen gebracht selbst mit Gewalt. Denn wenn er so weiter redete, waren alle Grundlagen des Volkslebens in Gefahr. Mit einer Handbewegung schob er Moses und die Alten beiseite. Ihr wißt, daß zu den Alten gesagt ist — ich aber sage euch. Wider die Reichen hatte er flammende Worte, vom Richten und vom Vergeltungsrecht wollte er Nichts wissen, Staats- und Kirchengesinnung hatte er keine, Steuern zahlte er, nicht als guter Bürger, sondern um die Andern nicht zu „ärgern": was sollte denn aus dem Historisch-Gewordenen werden, wenn er das Volk für sich gewann!

Immerhin, sie haben lange zugesehen, ganze drei oder vier Monate. Und sie hätten noch länger zugesehen; denn sie waren feige. Töten ist keine leichte Sache, selbst wenn es um Gottes willen und dem Volkswohl zu liebe geschieht. Da kam aber der Einzug in Jerusalem; die Tempelreinigung zeigte ihnen, daß sie die Herrschaft über die Pilgermasse, die hinter ihm stand, nicht hatten. Dazu begann er zu drohen. Er drohte nicht mit seinen Anhängern, sondern mit Gottes Zorn. Aber sie verstanden ihn, wie sie ihn nach ihrer Gesinnung verstehen mußten. Da wurde ihnen angst. Und wenn der Feige erst Angst empfindet, dann wird er gefährlich, zumal wenn er sich mit einem Majoritätsbeschluß decken kann. Es ward beschlossen: Jesus muß sterben.

H W

Die altniederländischen Volkslieder

7

Der Holländer und der Seeländer

Wohin man sich auch kehrt und wendt,
Und wo man läuft und steht,
Wohin man reitet, reist und rennt,
Wohin man immer geht:
Trifft man auf jeder Rhede gut
Holländer und Seeländer treu,
Sie stürmen durch die wilde Flut
Wie durch den Wald der Leu.

Das einge, freigekämpfte Land
Macht Spanien kriegesmüd,
So daß es seine Boten sandt,
Und uns den Frieden biet't.
Wer hätte jemals das gedacht,
Daß vor uns der Papist,
Solch große, solch hochmütge Macht
So tief sich beugen müßt!

O Niederland! wenn du nur stellst
Dein Sach auf Gott allzeit,
Die Pfeile fest gebunden hältst
In Treu und Einigkeit,
So brauchst du Teufel, Höll noch Tod
Zu räumen nicht das Feld,
Nicht Spaniens ganzem Aufgebot,
Ja keiner Macht der Welt.

Hoffentlich habe ich durch die bisherigen Aufsätze den Leser nicht ärmer gemacht, als er sich bisher dünkte, indem ich ihm die Weylschen Texte verleidete und doch hie und da keinen ganz zusagenden Ersatz dafür bot. Am ehesten dürfte das bei dem

Liede, das in der vorigen Nummer behandelt wurde, zu fürchten sein. Auf jede Möglichkeit hin möchte ich gern für den Schaden aufkommen, und das ist sehr leicht, da der Schatz des Adrianus noch viele schöne Lieder, gleich schön in Wort und Weise, darbietet. Ich schließe mich der Wahl von Loman und Röntgen an, indem ich noch die beiden folgen lasse, die sie ihrer Klavierausgabe einverleibt haben. Durch Messchaerts Gesang werden sie schon in mancher deutschen Stadt bekannt sein. Das heute Dargebotene kommt einem dringenden Bedürfnis entgegen, indem es die neue Größe der Niederlande, ihre Größe zur See feiert, ein Gegenstand, der sonst in unsrer Auswahl nur durch Lomans Neudichtung unter Nr. 4 vertreten ist. Auch das Lob der brüderlichen Einigkeit und die Mahnung dazu, nicht minder der Stolz auf die großen Errungenschaften des heldenmütigen Kampfes gelangen zu warmem, herzerfreuendem Ausdruck.

Das Lied ist gedichtet zur Feier der völligen Befreiung des niederländischen Bodens im Juni 1616. England hielt bis dahin noch einige Städte mit seinen Garnisonen besetzt, als Pfand für die Kosten der zweifelhaften Hilfe, die es im Jahre 1585 durch das unter Leicesters Führung gesandte Heer geleistet hatte. Diese Schuld vermochten die Generalstaaten im Jahre 1616 zurückzuzahlen, und nun erst, als keine fremde Macht mehr auf dem Boden der freigekämpften Provinzen stand, konnte man sich der Freiheit ganz freuen, zumal seit 1609 der Waffenstillstand mit Spanien andauerte.

Das Gedicht des Valerius hat sechs Verse; doch hat Loman nur die hier gebotenen (Vers 1, 4, 6) der Melodie untergelegt. Die Verse 2 und 3 führen nur die Allgegenwart der niederländischen Schiffe und die Ausdehnung des niederländischen Handels weiter aus, 5 giebt weitere Beispiele von Spaniens Händelsucht und Unersättlichkeit an Venetien und Savoyen. Das Notwendige enthalten jedenfalls unsre drei Verse. Dagegen ist es zu beklagen, daß Röntgen den mittleren Vers ausläßt; denn er legt doch erst den Grund für die Schlußfolgerung des dritten und ist in seinem Stolz zugleich und seiner Bescheidenheit besonders anziehend. P a p i s t (Papou) bedeutet hier keineswegs den Katholiken als solchen, sondern ist ein Schimpfname für den Spanier, wie wir deren schon mehrere erwähnt haben. Dieser bleibt ja auch im Deutschen verständlich. Die Weise dieses Liedes ist ganz besonders schön und mannhaft frisch. Röntgens Begleitung giebt obendrein im Eingang das Schwanken der Schiffe so wundervoll und mächtig wieder, daß man sich unwiderstehlich in die Stimmung des Volkes und der Zeit versetzt fühlt, die einst dieses Lied gesungen haben.

Die Uebersetzung war nicht ganz leicht und mußte einige Freiheiten in Anspruch nehmen. I, 6 führt zwei Daktylen statt der Jamben ein. Den ersten hat auch die Vorlage; der zweite war unvermeidlich, weil wir S e e l ä n d e r nicht in e i n e Silbe fassen können, wie das holländische **Zeeuw**, Bewohner der Provinz Seeland, der Inseln zwischen den Mündungen der Schelde, der Maaß und des Rheins. Die Melodie läßt die Zerlegung der Viertel in Achtel zu. In I, 5 und 6 dienen die Worte g u t und t r e u nur der Gewinnung des Reims; hoffentlich verderben sie Nichts. In II, 1 hat das Holländische V o l k statt L a n d, gewiß besser, aber, für mich wenigstens, unverwendbar. Die übrigen Ausweichungen brauchen nicht erwähnt zu werden.

8

Loblied vom Jahre 1585

Herr, der Du spanntest des Himmels Gezelt,
Schufst durch Dein Wort, was da füllet die Welt,
Schäumen und Wüten des Meers vermagst zu stillen
Und Alles thust nach Deinem lieben Willen,
Wir schlagen auf
Zu Dir das Aug,
Der uns in Angst und Not
Erlösen mag
An jedem Tag,
Ja retten von dem Tod.

Ihr, die so bitteres Loos habt geschmeckt,
Jauchzt, nun ein besserer Morgen euch weckt,
Lobt Gott den Herren mit Spielen und mit Singen
Und laßt es laut aus allen Kehlen dringen:

„Thät uns der Herr —
Ihm sei die Ehr —
Nicht so zur Seite stehn,
Wir mußten lang,
Uns war so bang,
Schon unterm Druck vergehn!"

Das Lied feiert in des Adrianus geschichtlichem Rückblick eine fehlgeschlagene Hoffnung, das Bündnis, das Elisabeth von England im Jahre 1585 den Generalstaaten angeboten und sofort durch Entsendung eines Hilfsheers unter dem Grafen Leicester ins Werk gesetzt hatte. In dem Bündnis mit ihr, der „reformierten" Fürstin, sah besonders auch Adrianus Valerius die beste Bürgschaft gegen „den Untergang so vieler schönen und blühenden Kirchen, die es dem Herrn gefallen, in diesen Zeiten hier zu Lande seinem Sohne Jesu Christo zu sammeln." Diese Hoffnung schlug fehl, denn das Heer Leicesters erwies sich als eine Horde von Bettlern, Landstreichern und Verbrechern, nach Falstaffs Rezept zusammengelesen,*) und die Kriegführung wurde dadurch nur lahmgelegt. Man atmete freier auf, als Leicester 1587 abgerufen wurde. — Und dennoch ist es wahr geworden, was Adrianus in diesem Liede so unnachahmlich einfach und kindlich fromm ausspricht, nur nicht durch ausländische Hilfe, sondern durch die eigne Kraft des frommen Häufleins, dem Gott zur Seite stand, ganz wie es die beiden vorhergehenden Lieder ausdrücken. Eine laute Mahnung, nicht zu verzagen, wenn in ähnlichen Fällen alle Hoffnung auf fremde Hilfe sich als trügerisch erweist! So durfte Adrianus dem Liede, als er vierzig Jahre später sein Werk abschloß, ruhig seine Stelle lassen. In dem Fehlschlagen der Hoffnung aber sehen wir einen sicheren Beweis dafür, daß das Lied nicht erst später auf diese Gelegenheit gedichtet ist, sondern wirklich in dem Jahre 1585 selbst, als sie berechtigt schien. Damit dürfte es feststehen, daß Adrianus, über dessen Leben wir nach Loman erst von 1606 an Nachrichten haben, schon in den achtziger Jahren erwachsen war, daß er also als alter Mann gestorben ist.

Worte und Weise passen auch diesmal wieder aufs herrlichste zu einander; auch diese spiegelt dieselbe ruhige, gläubige, festliche Freude wie jene. Die erste Hälfte eines jeden Verses hat Loman für Röntgen in schonender Weise umgeschrieben, ohne Zweifel, weil bei Adrianus der Wortton und der der Melodie gegen einander angehen. Die Uebersetzung folgt Loman, aber mit etwas engerem Anschluß an Adrianus. Sie darf sich wörtlich nennen; der Wörtlichkeit zuliebe habe ich auch den falschen Reim a u f und A u g in I, 5 f. nicht gescheut.

Indem ich mit diesem Liede, wie im voraus angekündigt, die Reihe meiner Uebersetzungen und Mitteilungen abschließe, betone ich noch einmal, daß meine Veröffentlichung einen praktischen Zweck verfolgt, nämlich die Verdrängung der schlechten Weylschen Texte durch bessere, durch wirkliche Uebersetzungen der schönen alten Lieder. Meine Versuche wollen nur den Anstoß dazu geben, durch den Beweis, daß sich Besseres leisten läßt. Stellt man ihnen andre Uebersetzungen gegenüber, die dem idealen Ziele näher kommen, so soll mich das nur freuen, und ich werde zu ihren Gunsten meine bescheidene Arbeit gern zurückziehen. Die erste Voraussetzung für ein solches Gelingen ist natürlich, daß man von der holländischen Vorlage und ihrem gründlichen Verständnis ausgeht. Daneben aber möchte ich von vornherein vor einem naheliegenden Fehler warnen. Man stoße sich doch nicht an Härten und Freiheiten, wie meine Texte sie nicht selten bieten und in Anspruch nehmen; man suche das Ziel nicht in spiegelblanker Glätte und modernster Eleganz, nicht in einem tadellosen Schuldeutsch, das keinen Vokal unterdrückt, kein heute ungebräuchliches Wort, keine veraltete Form duldet. Ein solches Kleid würde unsern Liedern zu Gesichte stehen wie eine Robe nach der neusten Pariser Mode einer frischen Bauerndirne. Man lasse vielmehr Alles gelten, was wir in unsern Kirchen- und Volksliedern, wo man sie unverhunzt läßt, ohne Anstoß singen. Man darf es mir aufs Wort glauben, daß meine Uebersetzungen dem heutigen Deutsch noch

*) Loman führt eine zeitgenössische Nachricht an, nach der Leicester selbst seine Leute „vielmehr abjects als subjects", „Verworfene statt Untergebener" nennt.

um ein Erhebliches näher stehen, als die Lieder des Adrianus dem heute gesprochenen Holländisch. Wer also Besseres liefern will, der lasse ebenfalls einen Rest von Hindernissen stehen, an denen man den Zeitabstand auf den ersten Blick erkennt. Und damit ein herzliches Vivat sequens! Karl Budde

---

Der Spiritismus

3. Kritik

Zweite Hälfte

Wie ist das doch mit den Besessenen, von denen wir im Neuen Testament so viel lesen? Haben wir da nicht auch allerlei leibliche und geistige Erscheinungen, die auf die Wirksamkeit von Geistern, und zwar von bösen Geistern zurückgeführt und also erklärt wurden? Die Besessenen waren Leute mit besonderen Krankheiten; es war nicht immer Irrsinn und Fallsucht, die ja wohl am ersten den unheimlichen Eindruck machen konnten, von bösen Geistern verursacht zu sein; es waren auch noch andre Krankheiten dabei, die nicht alle Tage vorkamen und daher nur erklärt zu werden schienen, wenn man sie auf die Einwirkung ungewöhnlicher Mächte zurückführte. Diese Mächte sah man in den Dämonen, den Dienern des Satans, die von den armen Opfern Besitz ergriffen hatten und sie plagten, bis der Tod des Menschen oder die Vertreibung des Geistes die schreckliche Verbindung löste. Jedermann erklärte in dieser Weise jene Krankheiten; was Wunder, wenn die armen Opfer selber ihren Zustand nicht anders auffaßten, als daß sie Herbergen des Teufels seien und sogar im Namen der bösen Geister redeten — wie die Medien im Namen der Spirits. Auf diese Weise kommen dann jene hochdramatischen Auftritte zustande, die uns Jesus im Kampfe mit den bösen Geistern und ihren Opfern zeigen, die sich für sie gegen den Befreier und Vernichter wehren.

So hatte man damals die Sache genügend „erklärt“; denn man hatte die ungewöhnlichen Erscheinungen auf geistige Mächte zurückgeführt, die man besser zu kennen glaubte als jene. Wir freilich machen es heute anders. Bis auf einige Leute, denen trotz ihrer entgegengesetzten Versicherung die Bibel im allgemeinen immer noch eine Enzyklopädie für alles mögliche Weltwissen ist, führt kein Mensch mehr solche Krankheiten auf böse Geister zurück. Warum? Man hat eben den Grundsatz, körperliche Dinge körperlich zu erklären, wie man astronomische astronomisch und physische physikalisch erklärt, anstatt allerlei mythologische Größen oder gleich den lieben Gott heranzuziehen oder die Veränderungen der Naturwelt mit menschlichen Verhältnissen in Verbindung zu bringen, die gar keine Beziehung dazu haben können. So wird es keinem Menschen einfallen, das alle dreiunddreißig Jahre erfolgende stärkere Auftreten der Sternschnuppen auf das durchschnittliche Lebensalter des Menschen oder das Kommen des Frühlings auf die Sehnsuchtslieder der Dichter zurückzuführen.

Man bleibt eben, wenn man nach der Ursache sucht, auf demselben Gebiete, auf dem auch die Wirkung liegt. Und wenn man nicht so viel Erfahrung hat, um zu sagen, die und die Krankheit oder die und die Veränderung in der Natur tritt immer dann ein, wenn das und das vorangegangen ist, dann wartet man eben ab, bis man mehr Erfahrung gesammelt hat, springt aber nicht gleich zu den Geistern empor, die einem in der Not aushelfen sollen. Bei diesem Verfahren kommt man auch praktisch weiter. Wenn man weiß, auf was für Unbesonnenheiten oder Verfehlungen eine Krankheit z. B. eintritt, dann sucht man die Ursachen zu vermeiden, um nicht den bösen Folgen anheimzufallen. Gegen die Herren Geister dürfte sich wohl kaum viel machen lassen, wenn man sie zur Erklärung herbeiruft. Man wird sie nicht so leicht wieder los, wie sie sich rufen lassen.

Mit dieser allgemein geübten und bewährten Gewohnheit, die Ursachen auf demselben Gebiete zu suchen, wo auch die Erscheinungen auftreten, ist der Spiritismus für uns gerichtet. Wir haben im Spiritismus eine Reihe von Erscheinungen seelischer Art, oder wenigstens müssen Menschen in bestimmter seelischer Beschaffenheit dabei sein, wenn diese Erscheinungen eintreten sollen: ich meine die Klopftöne, die Erscheinungen Sterbender, die Mitteilungen unbekannter Dinge nach der Art der Frau Piper. Nach unsren Grundsätzen werden wir nach den Ursachen zuerst auf dem Gebiete des seelischen Lebens lebender Menschen suchen, ehe wir Geister aus einer ganz andern Sphäre bemühen. Also wir werden entweder die Dinge animistisch, d. h. aus den Tiefen der Seele der Mitwirkenden, oder wir werden sie gar nicht erklären, bis wir mit der Kenntnis der Thatsachen weiter gekommen sind als jetzt. Wir wollen doch endlich einmal mit beiden Beinen aus dem mythologischen Zeitalter herauskommen.

Aber was heißt überhaupt „erklären“? Wäre das eine Erklärung, wenn wir die spiritistischen Erscheinungen auf verborgene Seelenkräfte zurückführen wollten, wie das jetzt überall geschieht? Merkwürdiges Verfahren — Fremdartiges auf Unbekanntes zurückführen und das nachher eine Erklärung nennen! Es ist doch Unsinn, wenn man X mit Y erklärt. Entweder man erklärt das Unbekannte mit dem Bekannten, oder man läßt die Finger ganz davon. Ich behaupte, wir müssen es umgekehrt machen. Wir dürfen nicht die Thatsachen, die uns der Spiritismus zeigt, begreifen wollen, indem wir sie auf rätselhafte Kräfte unsrer Seele zurückführen, sondern wir müssen im Gegenteil von den nicht zu bezweifelnden Thatsachen, die man erlebt hat und die man immer noch erleben kann, auf verborgene Seelenkräfte schließen, um auf diese Weise unser Wissen zu bereichern, unser Wissen um die Seele und um die Natur. Da giebt es jedenfalls noch zu lernen genug. Wissen wollen wir, wissen, aber nicht erklären. Verstehen können wir doch nur, was Menschen thun, was wir zur Not auch thun könnten; aber verstehen werden wir nie, wie aus einer Blüte ein Apfel wird; wir meinen nur, wir verstünden es, weil es alle Jahre vor unsern Augen geschieht.

Wir machen es also so: wir fragen, welche Erscheinungen des Spiritismus die schärfste Quellenkritik vertragen, also auf Thatsachen beruhen werden. Dabei müssen wir die Geisterphotographieen samt den verwandten Dingen ausschließen, nicht weil sie uns nicht in den Kram passen, sondern weil uns die Berichterstattung nicht zuverlässig erscheint. Wir halten fest an der Thatsächlichkeit der Klopftöne, der Erscheinung Sterbender und den Mitteilungen nach Art der Frau Piper, weil die Berichterstattung keine erheblichen Zweifel diesen Dingen gegenüber zuläßt. Wir stellen uns nun auf den festen Boden dieser Thatsachen und schauen von da aus hinunter in die blauen Tiefen der Seele, ahnen und fühlen geheimnisvolle Beziehungen zwischen dem bewußten und unbewußten Willen im Menschen, Beziehungen zwischen Menschen- und Stoffwelt, zwischen Menschen, die sich sehr lieb gehabt haben, und sehen ganz unten die Wurzeln der Menschen und die der Dinge zusammenwachsen, soweit die Dinge und die Menschen oben im Bereich der Meilensteine und der Uhren und Kalender auch auseinander treten mögen.

Diese geheimen Beziehungen sind nicht darum wirklich und die Ursache zu den uns beschäftigenden Erscheinungen, weil wir uns das so schön denken können. Nein, es giebt Nichts darum sicher in der Wirklichkeit, weil es uns so schön in den Kram hineinpaßt, sondern es muß sich Alles vor unsrer Erfahrung als wirklich ausweisen. Aber ich glaube, wir haben Grund genug, jene geheimen Beziehungen für wirklich zu halten, und der Grund dazu liegt in den Thatsachen des Okkultismus, also der Hypnose und der Fernwirkungen, an denen ich für mein Teil nicht grundsätzlich zweifeln kann. Damit kommt man aber auch aus; man kann sie ja im weitesten Maße glauben und anwenden. „Die Welt ist tief Und tiefer, als der Tag gedacht.“ Wir werden wohl noch in die ferne Tiefe schauen, die wir jetzt erst ahnend erfassen. Was wird das wohl in einigen Jahrzehnten ein schreckliches Lachen geben, wenn man an das Welt- und Seelenbild des braven nüchternen Materialismus denkt, dem die Seele eine Ausschwitzung der Gehirnmaterie war!

Wenn man einmal eine längere Zeit ruhig dasitzt, kann man oft beobachten, welch eine Kraft der Schlag des Herzens bis in die Füße hinein entwickeln kann. Vielleicht liegt das Tischrücken und ähnliche mechanische Vorgänge auf der Verlängerung dieser Linie.

Ueber die Erscheinungen von Sterbenden hat Schopenhauer in seinem Versuch über das Geistersehen immer noch Lesbares geschrieben. Es gelingt wohl keiner andern philosophischen Gesamtanschauung so wie der seinigen, in diese Frage etwas Licht zu werfen. Nach ihm wirkt der Wille eines Sterbenden, wenn er etwa in Sehnsucht oder in Sorge stark erregt ist, auf einen andern mit ihm gleichgestimmten Menschen, wie der Ton des einen Instrumentes auf dem gleichgestimmten ein Echo weckt. Diese Ueberleitung vollzieht sich im Bereich des Dinges an sich, wo es keine Wege und Stunden giebt, wo im gemeinsamen Weltwillen, dem Grund aller Einzelwesen, sich der eine Willensinhalt auf den andern überträgt. Dieses Willenstelegramm übersetzt dann der Empfänger unbewußt mit seinem Intellekt in die Sprache der anschaulichen Vorstellung, und so erscheint ihm dann das Bild dessen, von dem die Erregung des Willens ausging. Warum nicht? Man mag es anders als Schopenhauer ausdrücken, aber irgendwie mögen doch die Verbindungen zwischen den Dingen also sein.

Wie werden wir uns solche Erscheinungen wie die Frau Piper zurechtlegen, vorausgesetzt, daß wir an der wesentlichen Richtigkeit der Berichterstattung und der Ehrlichkeit des ganzen Verfahrens nicht zweifeln? Erinnern wir uns wieder an unsre Besessenen. Haben wir da nicht etwas Aehnliches? Sie begrüßen Jesus als den Sohn Gottes, als noch kaum Jemand im Volke diese Erkenntnis gefaßt haben konnte, zumal da sie Jesus nicht gefördert, eher gehindert hat. Diese Leute haben also wohl ein besonders feines Sensorium gehabt für das, was im Menschen war. Erinnern wir uns außerdem daran, wie sich diese armen Leute unter dem Druck der Volksmeinung mit den Geistern vereinerleien, die sie in sich glauben, wie die Medien mit ihren Geistern. So haben wir eine Analogie mit dem Spiritismus, wenn wir auch wohl wissen, daß Analogieen keine Erklärungen sind. Aber wir können doch wenigstens von diesen Erscheinungen aus den Gedanken an eine Art, die Außenwelt zu durchschauen, unserm Denken näher bringen, eine Art, die all unser Verstandeserkennen übertrifft und merkwürdigerweise immer dann auftaucht, wenn die helle Verstandeserkenntnis schläft. Wie die Besessenen Jesus durchschauen, so mag etwa die Wahrnehmung der Hypnotisierten verschmelzen mit dem Geistesinhalt der anwesenden Personen, vielleicht auch ganz aus dem hintersten Kämmerlein des Gedächtnisses heraus allerlei vergessene Dinge hervorholen, ja sogar auf der vorhin beschriebenen schnellen Verbindung im unbewußten Reiche der Dinge an sich mit entfernten Personen in Korrespondenz treten, um intuitiv zu erfassen, was sonst nur umständlich vermittelt ins Bewußtsein tritt. Wenn wir bedenken, wie das Instinktive und Intuitive bei uns Menschen im Vergleich mit Tieren und Kindern durch den miserablen Verstand in den Hintergrund gedrängt worden ist, dann halten wir Vieles für möglich in solchen Zuständen, wo der Verstand schläft und das Unmittelbare aus seiner Tiefe hervorsteigt.

Daß solche Erkenntnisse in der Form von Geisterbotschaften ergehen, macht uns wenig Schmerzen, die wir aus dem Traumleben den angebornen Trieb des Menschen zum Dramatisieren, die wir aus der Mythologie seinen Trieb zur Erfassung von allen möglichen Zuständen und Geschehnissen unter der Form der Persönlichkeit kennen lernen, die wir an den Besessenen sehen können, wie sich in einem Menschen neben seinem einheimischen Bewußtsein ein zweites erheben kann, das irgend welche Gedanken des „Wirtes“ sich wie ein Parasit aneignet und mit der unheimlichen Konsequenz des Wahnsinns wie eine Rolle durchführt. Wir stehen hier am Rande eines Schachtes und gucken hinein, ohne zu wissen, was da drunten in der Seele noch auf den Entdecker harrt.

Nur wollen wir nicht mehr in das mythologische Zeitalter zurückfallen, auch nicht in das falsch methaphysische, also nicht Unerklärliches durch Beseelung erklärt zu haben meinen, noch Fremdartiges als die höhere Geisteswelt ausgeben. Wir bleiben eben mit den geschilderten Erscheinungen im Bereich der Naturwelt, wie wir mit dem Darwinismus, soweit er auf Thatsachen beruht, im Bereich der Erfahrung bleiben. Mit beiden Anschauungen haben wir keine umfassende Deutung des Lebens und der Welt gewonnen, mit dem Spiritismus haben wir keine höhere Welt erreicht. Der Darwinismus wie der Okkultismus sind mit nichten Weltanschauungen, die den Glauben auf Wissen stützen und uns wissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse über die höchsten und letzten Fragen geben. Es sind einfach interessante Bereicherungen unsres Wissens, die weder für noch gegen die naturalistische oder christliche Anschauung von der Welt und dem Menschen Etwas beweisen, sondern die sich Jeder aneignen kann, ohne die Grundlinien seiner Welt- und Lebensanschauung ändern zu müssen, die doch immer von dem Gemüt und Gewissen mit Hilfe der Phantasie gezogen werden.

Als Kolumbus Amerika endeckt hatte, glaubte er das altbekannte Land Indien gefunden zu haben. Erst später merkte man, daß es Neuland war. Umgekehrt glaubt der Spiritismus Neuland gefunden zu haben, das Jenseits, die übersinnliche Welt, und es ist doch bloß ein ziemlich weit hinausragender Zipfel des alten Kontinents. Keine Philosophie, die unser Wissen abrundete und uns zeigte, woher und wohin. Kein Flug in unerreichte Höhen, sondern nur eine Erweiterung unsres Wissens um die Natur. Vor allem aber auch keine Religion, Nichts, was unser Christentum stützen, ergänzen oder ersetzen könnte. Davon wollen wir das nächste Mal mehr hören.

Niebergall

Die Frauenbewegung und das Christentum

4

Der banalste Einwand ist der besonders von Frauen so oft angeführte: „Warum denn nun auf einmal Neues? Ihr enger Frauenkreis war doch unsern Müttern und Großmüttern in der guten, alten Zeit gut genug, und die haben nicht nur ihre Männer glücklich gemacht, sondern waren auch selber glücklich!“

Die absolute Verständnislosigkeit für soziale Entwickelungen, das Unvermögen, ein größeres Ganzes zu übersehen und in seinem Werden zu begreifen, das eigensinnige Kleben an der Einzelerscheinung und das Urteil aus dem Winkel heraus sind bekannte Begleiterscheinungen des Philistertums und — der weiblichen Gemütsbildung. „Wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib!“ wird, ohne den tiefen Sinn Schillers zu verstehen, als behaglicher Vorwand genommen, auch über die Kulturentwickelung der Welt ganz nach Sympathie und Antipathie zu urteilen. Daß dann die Macht der Gewohnheit, die Sicherheit des Bekannten höher eingeschätzt wird, als das Streben nach neuen, unerprobten Gütern, gilt bei Vielen gar für ein Zeichen von Solidität. Die deutsche Michelin zieht den Schlafpelz ruhig über die Ohren, wenn das eigne Haus noch nicht brennt.

Ja, die berühmte gute, alte Zeit, die seit Adam und Eva für Jeden in einem Rosenduft goldner Morgenschönheit liegt! Wollen wir aber klar mitschaffen am sausenden Webstuhl der Zeit, dann müssen wir diese holden Erinnerungen uns aufheben für die Ruhedämmerstündchen, und sie sind ein nicht hoch genug einzuschätzender Zauberborn, aus dem wir uns für die heiße Tagesarbeit Erquickung holen; sie sind ein Wehen aus dem Kinderparadies. Wollten wir uns jedoch die Schaffenskraft durch das Vergangene lähmen lassen, so — nun, so sind wir untüchtig, als „Gehilfinnen des Mannes“ die Welt weiter bauen zu helfen. Wie viel können wir da helfen, wenn wir mit klarem Bewußtsein unsere spezifisch weiblichen Gaben mit in den Dienst stellen. Wenn wir uns erst wieder selbst ruhig zurechtgefunden haben werden, dann kann von uns mit neuer Kraft für die moderne Welt der Segen ausgehen: „Willst du erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an.“ Wir müssen unsere Frauenwelt als Ganzes mit einstellen in die Kulturarbeit und dabei auf Goethes großes Wort horchen:

> Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
> Ein Werdender wird immer dankbar sein.

Wir sind gar so fertig, auch als Gesamtheit. Die christlichen Frauen ganz besonders unterscheiden nicht scharf genug zwischen dem Einzelstreben nach Entwickelung, in seinem kleinen

Kreislauf von Wollen und Können, und der gesunden Entwicklung großer sozialer Gemeinschaften, deren Jugend, Mittagszeit und Alter wir nicht zu überschauen vermögen.

Selbstverständlich erkenne ich an, daß viele einzelne Frauen sich heute wie vor tausend Jahren gesund entwickeln können; sie werden ihren Idealen um so freudiger nachstreben, je mehr Ewigkeitsgehalt diese Ideale haben, sie dürfen liebend ihren Lebenskreis ausfüllen und in ihrem Wirken alle Frauentugenden entfalten, die zu ihrem und Andrer Glück nötig sind. Die Einzellebensbedingungen sind ja verhältnismäßig einfach, sie knüpfen an eine Ethik an, die schon vor viertausend Jahren ungefähr für den sittlichen Menschen galt. Wie schnell ist so ein kleiner Menschenlebensring geschlossen mit seiner Lust und seinem Leid! Aber Ringe sinds, die eine Kette bilden. Und diese Kette beginnt jetzt, sich schwer um unsere Füße zu legen.

So gewiß es ist, daß wir noch viele gesunde, frische und beglückende Frauen haben, so gewiß ist doch, daß die Frauenwelt als Gesamtheit nicht gesund ist. Sie kommt mir neben der kräftig sich entwickelnden Männerwelt immer vor wie die Frau aus einer Tanzstundenliebe, die damals mit ihrem Schwarm jung und selig war, nun aber verblüht und kränkelnd neben dem frisch aufstrebenden Manne steht, ihm eine höchstens mit Geduld getragene Fessel ist. Wir haben uns zu ruhig in den Schlaf der Gewohnheit wiegen lassen; nun wachen wir plötzlich auf und finden uns in einer neuen Welt. Ich sage nochmals ausdrücklich: die Einzelfrau mag noch so oft die Ausnahme bilden, die Frauenwelt kann die Regel nicht leugnen, daß sich zwischen Mann und Weib in Wissen, Können und sogar Wollen eine Kluft gebildet hat, die kaum je wieder zu überbrücken ist. In dem einseitig verstandenen Wort: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte", hat uns unser Verhängnis ereilt. Wenn wir nicht bald uns aufraffen, so müssen wir wohl für immer klagen:

Das Glück kam in Nächten tief,
Als ich schweren Schlummer schlief,
Und — ist vorübergezogen.

Ich vermag nicht auszudenken, wie groß zwischen den für einander bestimmten Geschlechtern die geistige Entfremdung geworden wäre, hätte nicht die Not die Peitsche genommen und uns aus unserer faulen Sicherheit aufgejagt.

Zuerst rieb sich die Frauenwelt die Augen, weil die wirtschaftliche Not über sie kam und sie plagte; bald kam bei immer völligerem Erwachen für klare Köpfe die Erkenntnis, daß wir Kostbareres erobern müssen, als Brot für den Mund, ein Kleid für den Leib und ein Dach für unsern Kopf! Wäre es nur das, so könnten wir ja den Kampf denen überlassen, die für sich selbst ringen müssen ums Dasein, oder denen, die Macht und Geldbeutel haben, Andern kräftig helfen zu können.

Da setze ich wieder ein mit meinen Mahnungen an die christliche Frauenwelt. Zu lange hat sie sich nur so weit an der Lösung der Frage beteiligt, als es Sache der helfenden Nächstenliebe, der gebenden Barmherzigkeit war. Selbst darin hat sie oft überlebten Idealen nachgestrebt, aus denen der Spiritus verflogen war. Wer mir das nicht zugeben will, der sehe sich einmal die frommen Wohlthätigkeitsbazare an, wo man kauft und verkauft, sich hinsetzt, zu essen und zu trinken, und aufsteht, zu spielen. Sie bilden eine eigentümliche Illustration zu Christi Wort: „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon." So lange Selbstverleugnung im Dienst der Liebe gefordert wurde, so lange eine heilige Elisabeth das wirkliche, von Allen als wahr empfundene Ideal war, so lange war im „Almosengeben" wirklich eine sittliche Kraft. Heute hat die Sozialdemokratie sehr fein die schwache Seite dieser Frömmigkeitsbethätigung herausgespürt und möchte den Besitzenden mit nur zu gutem Recht oft die „Liebesgaben" an die Köpfe werfen. Das vernichtende Urteil, das mehr und mehr die fällen, denen die ganze Wohlthätigkeit doch zu Gute kommen soll, kann nicht dadurch geändert werden, daß die Verpflichtung zur Wohlthätigkeit heute viel mehr von allen Besitzenden anerkannt wird als jemals, daß die „Wohlfahrtspflege" blüht, daß „christliche Anstalten" wie Pilze aus der Erde schießen. Diese Art Christentum ist „Mode" geworden. Manche Hausfrau, die daheim ihre Pflichten durch bezahlte Kräfte verrichten läßt, die sich nicht scheut, das Dienstmädchen auf dem Hängeboden oder in unbeaufsichtigter Dachkammer schlafen zu lassen, besucht Tag für Tag wohlthätige Vereine und glaubt noch ehrlich, damit Gott zu dienen. Auch ist sich diese Art Wohlthätigkeit ihrer Tugend gar so klar bewußt. Sie würde nicht fragen: „Herr, wann haben wir dich gesehen?" sondern gleich Bescheid wissen: „Jawohl, das war damals; in der Zeitung wurde ja auch länger darüber berichtet." Sie hat bei ihren Liebesthaten nicht „dich" gesehen, sondern die rote Internationale, vor der man sich duckt und um die Ecke drückt. Wo kann da Segen sein?

Ich will gewiß nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Das Ganze ist faul, der Einzelne kann sich doch noch vollen Segen aus den alten Sitten holen. Jeder, dem demütige Liebe zu Christus lebendig aus dem Herzen strömt und seine Umgebung überflutet, der hat es heute, wie vor 1900 Jahren, Ihm gethan und wird den alten Segen haben und wirken. Wenn er sich selbst in den Mitteln vergriffe, die vielleicht einer vergangenen oder vergehenden Zeit angehören, das ändert nichts am Segen. Es wäre schlimm, wenn sich ein von barmherziger Liebe erfülltes Frauenherz nicht mehr ergießen sollte auf die Armen und Notleidenden. Woher käme dann die reiche Befriedigung, die z. B. so manches Diakonissenleben durchleuchtet, das sich ganz in den Dienst der Nächstenliebe gestellt hat? Wie könnte Christus gesagt haben: „Was ihr gethan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan?" Nur, daß uns erstens dabei bewußt sein muß, daß unser König die Geringsten seine Brüder nennt, und zweitens, daß uns die „gute That" gar nicht bewußt sein darf, sondern dem Herzen so natürlich sein muß, wie dem Körper das Atmen.

So wenig aber der gesunde Mensch sich mit dem unwillkürlichen Atmen als Thätigkeit begnügen darf, so wenig darf sich die christliche Frau genügen lassen an dieser Liebesarbeit. Sondern wo sie auch stehe, und wie auch ihr Leben ausgefüllt sei, sie hat nicht nur mitzuarbeiten am Aufbau der Menschheit, sondern auch an der bewußten Weiterentwickelung ihres Geschlechts. Sie hat sich einst zu verantworten: „Herr, hier bin ich und die du mir gegeben hast, meine Schwestern."

Das soziale Gewissen ist erwacht in unsrer Zeit. Will nun die christliche Frau zurückstehen in einer so eminent christlichen Bewegung? Es ist eine ihrer vornehmsten Pflichten, die Entwicklung ihres Geschlechtes verstehen und die Heilung seiner Schäden versuchen zu lernen.

Sieht man genauer zu, so zeigen sich schon weit zurück die Spuren der heute aufgebrochenen Schäden. Lange vor der Reformationszeit begann schon einmal die unheimliche Differenzierung der Geschlechter, und mit Verwunderung sehen wir, daß aus unsrer schönsten Poesieperiode, aus des vollen Minnesangs Frühling, eine Zeit grober Demütigung für die Frau herauswuchs, wie sie schlimmer kaum gedacht werden kann. Die Zeit Luthers mit dem Reichtum an geistigen und sozialen Lebensfragen vereinigte wieder die beiden Geschlechter in gemeinsamen Interessen; die deutsche christliche Hausfrau erhielt ihre alte Ehre, auch der geistige Hunger des weiblichen Geschlechts wurde anerkannt. Bald aber fing es wieder an, mit der Frau bergab zu gehen, das sieht man deutlich, wenn man die Entwicklung des Frauenlebens an der der Männerwelt mißt. Eine Kulturgeschichte der Frau zu geben, ist hier nicht meine Aufgabe, so interessant die Arbeit sein würde. Ich wollte aber zeigen, daß heute das Kleid der Frauenwelt viel zu eng, verschlissen und veraltet ist und uns hindert, mit dem Leben unsrer Zeit gleichen Schritt zu halten.

5

In jeder Gesellschaftsklasse nimmt die Not andre Formen an; Not herrscht in jeder für die Frau. Die größte Not ist, daß ihr das Ziel verrückt ist und ihr Leben dadurch des eignen Inhalts beraubt oder mit Pflichten überfüllt wird. Die Gesellschaft wirtschaftet willkürlich mit der Frau; wie es scheint nach dem Grundsatz: **car tel est notre plaisir.**

Die Arbeiterin wird von früh an in das Leben hinausgeschickt. Keine Lage ist so gefährdet für ihre Sittlichkeit, keine

Arbeit so schädigend für ihre Gesundheit, keine Stellung so unwürdig für ihre Weiblichkeit, daß sie nicht selbstverständlich hineingestoßen würde. Dagegen lernt sie in derselben Schule wie der zukünftige Mann, mit ihm wächst sie auf, sie entwickelt sich in seiner Welt. Wenn sie aber dann Frau und Mutter wird, so tragen ihre Lebensverhältnisse der Heiligkeit dieser Pflichten wenig Rechnung, sie bilden nur ein Plus in ihrer Lebensarbeit, und das ist so in der Ordnung, denn — tel est notre plaisir. Diese Frauen, die alle den bösen Einflüssen und Gefahren voll ausgesetzt sind, die man für „unsre Frauen und Töchter" so sehr ängstlich meidet, müssen dann auch noch das Kontingent der Dirnen stellen, die die Gesellschaft „nötig" hat.

Umgekehrt die Not der gebildeten Frauenwelt. Bricht die Arbeiterin oft zusammen unter der Last der Arbeitsfülle, so ist es bei der „Dame" die Pflichtenleere, an der sie verkümmert und oft innerlich zu Grunde geht. Jede ernste Arbeit wird sorgfältig darauf untersucht, ob die Weiblichkeit, die Kindesunschuld, die Frauenwürde und Frauenkraft nicht dabei Schaden leiden könnte. Das ist, nebenbei bemerkt, genau bei jeder Arbeit der Fall, die dem Mann für sich lohnend scheint. Damit ihm die Frau überhaupt in seiner Welt nicht unbequem und lästig wird, beginnt die Differenzierung in frühester Jugend. „Nur ein Mädchen", darf jeder Junge sagen, und Vater und Mutter lachen stolz dazu, denn das deutet zukünftige edle Männlichkeit an. Von früh auf werden die Kinder bei der Erziehung getrennt, besonders geistig wird das Mädchen vom Knaben geschieden. Den lieben Gott, der Knaben und Mädchen in eine Familie stellt und ihnen gleiche Nahrung wachsen läßt für ihre körperliche Entwicklung, meint man meistern zu müssen. In der „guten Gesellschaft" werden die Geschlechter, wie Aeste einer Spalierpflanze, so künstlich auseinandergetrieben in Interessen, Wissen, Freuden und Sorgen, daß eins dem andern unverständlich und fremd wird, sie, die doch aus einem Mutterschoß hervorgegangen, für ein Erdenleben voll Glück und Leid und für ein Ziel bestimmt sind! Da es auch nur eine geistige Welt für uns Menschen giebt, so möchte man sie möglichst der Frau als „unweiblich" verschließen, und man dämmt die Frau darum zurück in die dunstige und nebelhafte Region, die man weibliche Bildung nennt. So braucht denn das Mädchen wenig zu wissen; es hat kein Ziel für geistiges Streben, es hat überhaupt keine ernstliche Pflicht.

Laßt schlafen mich und träumen!
Was hab ich zu versäumen
In dieser Einsamkeit?
Der Reif bedeckt den Garten,
Mein Dasein ist ein Warten
Auf Liebe nur und Lenzeszeit.

Wo kein wahrer Lebensinhalt ist, stellt sich bald ein falscher ein; luftleere Räume giebt es nicht in der Natur. Und da haben wir nun das ganze erbärmliche Nasch-, Genuß- und Tändelleben vor uns, in dem so viele Mädchen ihre gesunde Kraft vergeuden. In der Schule kein Zwang, wenns nicht der eigne geistige Hunger war; im Hause fehlt die ernste Pflicht, die keinen Aufschub duldet; Dunkelheit und Unsicherheit schwebt über der Zukunft; jede Anspielung auf den zukünftigen Lebensinhalt wird zum Scherz oder wird gar mit verlegenem Lächeln als „unpassend" empfunden. Wirkliche Arbeit ist der Dame unschicklich und ihrer unwürdig, die nur als liebliche Blume dem Manne entgegenblühen soll. Ein einziger Blick auf unsre „Litteratur für junge Mädchen" zeigt schon die jämmerliche Leere, die verlogene Unnatur der heutigen Frauenerziehung. Der mächtige Kulturaufschwung des neunzehnten Jahrhunderts hat die Frau überholt; viele alte Pflichten sind ziemlich wertlos und irrationell geworden, neue Pflichten lernte sie nicht kennen, da ihre Bildung auf dem alten Standpunkt blieb — man müßte denn die Ueberschwemmung mit Liebhaberkünsten als neue Pflichten rechnen. Uns Frauen hat gar Niemand gelehrt, uns den völlig veränderten Lebensverhältnissen anzupassen. Absichtlich hielt man die gebildete Frau in den alten Schranken, denn jede Neuerung bei ihr war der Gesellschaft unheimlich. Das Lebensgebiet der Frau sollte in dem so schnell treibenden modernen Leben das Bleibende in der Erscheinungen Flucht sein. Wie schön, wenn der überhastete Mann jederzeit bei der Frau den stillen Ruhehafen fand, an den die moderne Brandung nicht heranbrauste, in dem er sich von dem zerreibenden Denken erholen konnte! Sehr gemütvoll gefühlt, aber sehr wenig klar gedacht! Selbst wenn man in der rauhen Wirklichkeit diesen Ruhewinkel bei der Frau immer sorgenlos hätte auspolstern können, so wäre doch die Entwicklung ein Fluch geworden. Wie lange sollte es wohl noch dauern, so wäre das Unvermögen der Frau, in der geistigen Welt ihres Mannes zu atmen, ihre Verständnislosigkeit für die Entwicklung der modernen Volksseele, ihre Kurzsichtigkeit den sich drängenden Erscheinungen des Lebens gegenüber, dem Manne selber widerwärtig geworden, und wenn sie ihm noch so zart mit weißer Hand die vom Denken heiße Stirn gekühlt hätte! Dazu finden sich längst genug Ansätze. Der Spott über Schwiegermütter, alte Jungfern und „höhere Töchter" zeigt deutlich, wie wenig Selbstwert der Mann den Frauen zugesteht, die für sein Behagen nicht unbedingt notwendig sind; während die seichten Galanterieformeln, die heute im Verkehr mit den Frauen herangezüchtet sind, nur die Dummen täuschen können. Sie geben die leeren Worte her, wo die Begriffe wahrer Achtung im Sinken sind. Das „gnädig" des Mundes kann das „dumme Gans" des Gedankens nur sehr notdürftig verdecken.

Behaupten nicht heute schon Viele, das heiligste Gebiet des Lebens, die Religion, sei für den Mann veraltet und nur gut für Frauen und Kinder? So wie man sie auch dem „Volk" erhalten möchte, um die Masse bequemer zu bändigen. In der Masse geht ja auch diese Saat schon lustig auf, die die „Gebildeten" sich gesäet haben, die sieben mageren Aehren drohen die sieben fetten zu verschlingen; jetzt beginnen die Folgen sich auch im Verhältnis der Geschlechter zu zeigen.

Wenn Mann und Frau nicht mehr sagen können: „Dein Gott ist mein Gott; wo du hingehst, da will ich auch hingehen!" kann wahre Liebe nicht bleiben. Dann müssen sich die Geschlechter notwendig gegen einander wenden in Haß und trotzigem Ringen, denn Gleichgiltigkeit wird niemals zwischen ihnen bestehen. Dann werden wohl noch ein paar Generationen Frauenrechtlerinnen mit gepanzerter Faust niedergerungen; aber es ist doch noch die Frage, wer in dem Kampfe zwischen scheinbar Stark und Schwach Sieger bleibt. Ein Segen würde für beide Teile nicht herauskommen, sondern ein verhängnisvolles nnd schweres Gericht über die menschliche Gesellschaft.

Den heutigen Kampf um die Existenz betrachte ich für die Frauenfrage fast als Nebenerscheinung, so schwer er die Einzelnen niederwerfen und ganze Kreise drücken mag. Kampf ums Dasein kann nicht aus der Welt verschwinden, sonst würde sie vor Langweile sterben, alt werden, wie die Frauenwelt alt geworden ist aus Mangel an Kraftbethätigung. Sowie der Kernpunkt der Frage gelöst, der Frau wieder gesunde Lebensbedingungen in der modernen Welt gegeben wären, sowie sie ihren Platz wieder neben dem Mann, statt im verstaubten Winkel voll Gerümpel aus der Vergangenheit, gefunden hätte, sobald würden alle die Ungerechtigkeiten, die wir so sehr beklagen, auf ein gesunderes Maß herunter gehen oder verschwinden.

Ich stehe nicht an, diese langsame Entwicklung einzelner Frauenrechte für den größten Segen für die Frauen selbst zu erklären. Welches Danaergeschenk würde es für uns sein, würfe man uns ohne schrittweisen Kampf die Rechte in den Schoß, ehe wir in die Pflichten hineingewachsen sind! Wir Frauen, wir wollen es uns nur gestehen, sind ein nervöses, impulsives, himmelhoch jauchzendes und zu Tode betrübtes Geschlecht; Nichts ist uns gesunder als eine harte Schule, deren Aufgabe wir nur durch ruhige, besonnene Zähigkeit lösen können. Die edlen, segensvollsten Früchte wachsen nur auf hartem Boden; was in der Sonne reift, welkt auch schnell. An das Symbol der Perle sollen wir uns halten in unsrem Streben: sie entsteht klar und rein nur unter Schmerz in langer, langer Reibung, sonst würde die Muschel zu Grunde gehen. Trotzdem ist es gesund, daß, der Not gehorchend und dem eignen Triebe, viele Frauen tapfer für die Rechte kämpfen. Bei Licht besehen, sind ja Pflichten und Rechte kaum zu trennen, und viele dieser Rechte werden darum so eifrig erstrebt, weil sie erst den Weg zur Bewältigung der Pflichten ebnen.

Aber es muß diesen vorurteilslosen, tapfern Kämpferinnen auch verständlich bleiben, daß viele Frauen bei der Forderung der Rechte, die plötzlich den Blick in eine neue Welt eröffnen, noch nicht, vielleicht überhaupt nicht mitkönnen. Man kann in dem großen Kampfe an allen Ecken Hilfe brauchen und überall kann segensreich für unsre Sache gearbeitet werden, wo mit sittlichem Ernst und ehrlichem, wahrhaftigem Willen die Arbeit übernommen wird. Darum mögen viele christliche Frauen sich darauf beschränken, nach inhaltsvollen Pflichten zu ringen; aber weiter darf ihre Zurückhaltung nicht gehen.

Marie Martin

Ein Weltanschauungsdrama

1

Von Gertrud Prellwitz liegt eine neue Dichtung vor. Die Dichterin nennt sie Zwischen zwei Welten. Eine Weltanschauung in dramatischem Bilde. Fünf Akte. Das Buch ist verlegt bei Ernst Fehsenfeld. Freiburg i. Br. 1901. 162 Seiten. Preis 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Gertrud Prellwitz ist offenbar eine Schillersche Natur, ihre Dichtung sentimentalische Dichtung im Sinne Schillerscher Aesthetik. In dem oft genannten, aber wenig gekannten, genialen Aufsatz Schillers über naive und sentimentalische Dichtung bringt Schiller diese beiden Dichter- und Dichtungsarten auf die kurze Formel, die naive Dichtung rühre durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; die sentimentalische durch Ideen. Die erste ist Natur, die zweite sucht die Natur. Der naive Dichter empfindet natürlich, der sentimentale empfindet das Natürliche. Der naive Dichter folgt der einfachen Natur und Empfindung, der sentimentalische reflektiert über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen.

Man könnte auch mit Benutzung eines Ausspruchs von Zola sagen: das naive Kunstwerk giebt einen Ausschnitt des Lebens, lediglich durch das Temperament eines Dichters gestaltet, das sentimentalische Kunstwerk dagegen giebt den Ausschnitt, durch die Idee eines Dichters gestaltet. Ausgesprochen ethischen Kreisen wird daher das sentimentalische Kunstwerk in der Regel schon von vornherein symathischer sein und deshalb oft geradezu wertvoller erscheinen. Einmal weil in solchem Kunstwerk das Ideelle deutlich zu Tage tritt, zweitens, und das hängt mit dem Ersten eng zusammen, weil der naive Dichter im Unterschied zu dem sentimentalischen so ganz hinter dem Kunstwerk zurücktritt, daß das Ideelle und damit zugleich das Teleologische nicht in die Augen fällt. Die trockene Wahrheit, womit der naive Dichter den Gegenstand behandelt, erscheint nicht selten als Unempfindlichkeit, meint Schiller. Ohne etwas Teleologisches giebt es aber für den Ethiker eigentlich kein „Vergnügen und keine Erholung“ am Kunstwerk. Daher wird in christlichen Kreisen, soweit sie nicht zugleich ästhetisch gebildet sind, Schiller z. B. ganz anders gewertet als Goethe oder gar die antike Kunst. Einem ausgesprochen ästhetisch bestimmten Menschen wird es in der Regel umgekehrt gehen; und wenn er nicht zugleich stark ethisch interessiert ist, wird er ein sentimentalisches Kunstwerk leicht unbillig beurteilen. Eine glückliche Mischung von Naivem und Sentimentalischem in einer dichtenden Persönlichkeit würde für die Kunst dieses Dichters einen großen Vorzug bedeuten. Jedenfalls würde er am ehesten den Gefahren entgehen, die dem Kunstwerk eines ausgesprochen naiven oder sentimentalischen Dichters immer drohen. Auch hierüber hört man wieder Schiller selbst am besten.

Da wir es bei dem neuen Drama von Gertrud Prellwitz mit einem ausgesprochen sentimentalischen Werk zu thun haben, möchte ich bei dieser Gelegenheit nur die Hauptgefahr dieser Dichtungsart erwähnen, wie sie Schiller am angegebenen Ort anführt. Sie besteht darin, „daß alle Dichter, welche ihren Gegenstand zu einseitig aus der Gedankenwelt schöpfen und welche mehr durch innere Ideenfülle als durch den Drang der Empfindung zum poetischen Bilden getrieben werden, nicht immer nüchtern genug bleiben, um sich ununterbrochen und gleichförmig innerhalb der Bedingungen zu halten, welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich bringt.“ Mit andern Worten und auf das Drama beschränkt: die dargestellten handelnden Menschen geraten leicht und auf Kosten der Idee zu abstrakt, verlieren an Fleisch und Blut, an Menschlichkeit. Oder die Charaktere werden im Verlauf des Stückes der Idee zulieb umgebogen. Schiller ist in den Dramen seiner späteren Zeit namentlich der ersten Gefahr oft genug erlegen. Gar nicht nach meiner Meinung nur in Wallensteins Tod. Auch Hebbel ist zuweilen der ersten Gefahr nicht entgangen, z. B. im dritten Akt von „Agnes Bernauer“.

Gertrud Prellwitz entgeht in ihrem neuen Drama beiden Gefahren nicht.

2

Das Drama spielt in der Zeit des untergehenden Griechentums und der werdenden Kirche in Byzanz und seiner Umgebung. Also etwa in der Zeit des Kaisers Julian Apostata. Eine Zeit, die sehr geeignet ist für die Darstellung der Idee von Gertrud Prellwitz und für die Konflikte, die sich aus ihr für das reale Leben jener und im Grunde jeder Zeit ergeben.

Die Idee ist uns aus der Artikelserie über Weltfrömmigkeit und Christentum im vorigen Jahrgang der Christlichen Welt Nr. 25 bis 30 bekannt.*)

Janthe, eine Prophetin, ringt sich durch zur Anschauung von der christlichen Diesseitigkeit, wie sie Gertrud Prellwitz in ihren Artikeln vertreten hat. Der Kaiser Heliodor, der vom christlichen Asketen ausgehend zum Vertreter rein hellenischer Weltfreudigkeit geworden ist, haßt das Christentum, das sich unter seinen Augen immer mehr ausgewachsen hat zu einer starren, Geist und Freude tötenden Wortgläubigkeit schroffster Observanz. Endlich wird er durch seine Liebe zu Janthe, der Prophetin, zur christlichen Weltfreudigkeit bekehrt, nachdem er es hat erleben müssen, daß sein rein und lauter gemeinter Heliosdienst unter den rohen Händen seiner Umgebung zu gemeinem Sinnendienst entartet und der Vorwand wird zu aller Zügellosigkeit. Dem stehen gegenüber als Vertreter der engherzigsten Jenseitigkeit des Christentums einige arianische und athanasianische Priester, die der Dichterin gut gelungen sind. Der fanatische Gregor hat trotz seines Fanatismus und trotz des inneren Widerstrebens der Dichterin seiner Anschauung gegenüber Größe. Jenseitigkeit und Diesseitigkeit, heidnische Weltfreudigkeit und christlich-mystisch-pantheistische Weltfreudigkeit, daraus ergeben sich die Konflikte des Dramas sehr natürlich und kräftig. Auch sind es dramatische Konflikte, die sich vergröbert wiederspiegeln in den Volksmassen, die wie die griechischen Chöre Reden und Thaten der Einzelpersönlichkeiten wirksam begleiten.

Aber die Idee hat ihre Vertreter lebensblaß gemacht und ihnen Vieles von den festen, sicheren Konturen genommen, die bezeichnender Weise die Gegner der Idee meist besitzen. Selbst wenn einzelne Gruppen des Volks von der Art der Prophetin begeistert reden, wird ihr Gebahren zu überirdisch, werden ihre Reden zu schwärmerisch, während sie äußerst konkret wirken, wenn die Idee nicht über ihnen schwebt. Und diese Idee hat es auch zu Wege gebracht, daß an entscheidender Stelle mehr ihr zulieb als aus den Menschen selbst heraus die Charaktere umgebogen werden. Bei dem Priester Polydor glaube ich allerdings nach der Motivierung seiner früheren Wandlungen auch an die Schlußwandlung. Aber daß Alle, die wie auf Kommando abfallen (vergl. Seite 131 ff.), wirklich aus innerer Notwendigkeit abfallen und nicht vor allem der Idee der Dichterin zulieb, das hat mir das Drama nicht glaubhaft gemacht. Da aber erst durch diesen Abfall der Ausgang des Dramas ermöglicht wird, bekommt das Werk an dieser wichtigen Stelle einen Riß.

Die Idee dieses Dramas hat, verglichen mit den Ideen Schillers, die seine Dramen wesentlich beeinflußten, noch den Nachteil, daß sie für ein Drama zu mystisch ist. Ob eine Idee mit so viel Mystik beschwert grade im Drama Gestalt gewinnen kann? Mir klingt da wieder ein Wort von Schiller ins Ohr:

*) Die Aufsätze sind jetzt auch in Brochürenform erschienen unter demselben Titel. Ebenfalls bei Fehsenfeld in Freiburg. 80 Pfge.

Der sentimentalische Dichter ist in Gefahr, die menschliche Natur ganz und gar aufzuheben und sich nicht bloß, was er darf und soll, über jede bestimmte und begrenzte Wirklichkeit zu erheben — oder zu *idealisieren* — sondern über die Möglichkeit selbst noch hinauszugehen — oder zu *schwärmen*.

Dieser Fehler der Ueberspannung, wie es Schiller nennt, liegt hier entschieden vor in der ganzen Art der Gestaltung der Prophetin Janthe. Ich ließe es dramatisch gelten, wenn Janthe eine Nebenperson wäre oder ihr mystisch-prophetisch-pantheistisches Wesen nur in der einen oder andern Szene offenbarte, aber sie ist in Wahrheit die Trägerin des ganzen Stückes. Mystische Szenen, mystische Nebenpersonen halte ich selbstverständlich nicht nur für möglich, sondern durchaus für berechtigt in einem Drama. Aber als Trägerin eines Dramas scheint mir eine Gestalt wie die Prophetin Janthe nicht sehr geeignet. Auch Maeterlinck hat mich vom Gegenteil nicht überzeugt, wenn Gertrud Prellwitz auch lange nicht so weit geht als er, von ihrem viel leidenschaftlicheren Temperament und ihrer durchaus andern Gestaltungsart ganz abgesehen. Zudem ist diese Prophetin ein solcher Ausnahmemensch, mit deren Psyche uns nichts allgemein Psychologisches verbindet, daß sie in dem Stück wie ein Deus ex machina wirkt, mit der man Alles machen, Alles beweisen kann. Das verträgt nach meiner Meinung das Drama am allerwenigsten.

Ich habe einen hohen Maßstab an das Werk gelegt, weil es ihn verdient. Denn es ist, von diesen allerdings nicht leicht wiegenden dramatischen Bedenken abgesehen, rein dichterisch eine schöne Leistung. Es ist viel Großes, Hinreißendes, Hohes in dem Werk, wenn auch für seine Idee grade die dramatische Form weniger geeignet war. Ich glaube fast, die Dichterin hat Aehnliches selbst empfunden. Sonst hätte sie das Werk nicht eine Weltanschauung in dramatischem Bilde genannt. Dramatisch und Bild sind direkte Gegensätze, und werden es für das ernste Drama oder gar die Tragödie wohl auch noch eine Weile bleiben. Die Form des Epos wäre der Idee entsprechender gewesen. Daß aber trotzdem noch viel Leben in dem Weltanschauungsdrama steckt, ist ein starkes Zeugnis für das Talent der Dichterin, die sich hier eben mit einer Idee herumgeschlagen hat, die sich dramatisch kaum bewältigen läßt.*)

Hans Fischer

Selbstanzeigen

Worin sind hinsichtlich der Erzählung von der Hochzeit zu Kana alle wahrhaft evangelischen Christen einig? Predigt, gehalten am 27. Januar 1901 in der heiligen Dreieinigkeits-Kirche zu St. Georg von Arnold Köster, Pastor zu Borgfelde. Hamburg, A. Frederking 1901. 50 Pfge. (Der Reinertrag ist zum Bau der Borgfelder Kirche bestimmt.)

Auf die im Thema aufgeworfene Frage werden die drei Antworten gegeben: 1. „Alle hoffen für sich selbst heute Größeres von Jesus als leiblichen Trank!" 2. „Alle kennen einen Jüngerglauben an Jesus, der besser ist, als bloße Zustimmung zu dieser Erzählung." 3. „Allen offenbart Jesus seine eigentliche Herrlichkeit durch die Gabe innerer Kraft und Freude, statt äußerer Reinigung." — Wenn auch vielleicht als Teil einer *Predigt* der dritte Teil besser gelungen ist, als die beiden andern, so hat mich doch der zweite Teil veranlaßt, die Predigt zu veröffentlichen. Denn der zweite Teil erklärt sich gegen eine bestimmte, den Glauben für sich allein beanspruchende Orthodoxie, einmal *nicht*, wie oft der kirchliche Liberalismus, im Namen der modernen Wissenschaft oder des modernen Bewußtseins, sondern gerade im Namen des evangelischen *Glaubens*, im Namen der Treue gegen den Glauben der Reformatoren. „Ob es noch lauteres und reines Evangelium ist, wenn man lehrt: erst mußt du mit eigener Vernunft und Kraft das armselige Menschenwerk äußerer Zustimmung leisten, ehe dein Gott dich durch seinen Geist zu der Seligkeit des wahren Glaubens an deinen Herrn führen kann?" um *diese Frage* dreht sich der zweite Teil, und kommt zu dem Ergebnis, das sei eine Abweichung von dem Grundsatz: „Wir werden gerecht *allein* aus dem Glauben, den Gott durch seinen heiligen Geist in uns wirkt, ohne alle vorgängigen Gesetzeswerke eigener Leistungen, und wenn sich solche Leistungen auch mit dem Namen der Gläubigkeit schmücken sollten." Auf Bugenhagens Schrift an die Stadt Hamburg vom Glauben und guten Werken beruft sich der zweite Teil. Aber weder die Orthodoxie, noch mein verehrter Freund Professor Baumgarten-Kiel werden den Vorwurf erheben können, daß Bugenhagen „erst Ritschlsch zurecht gemacht, und erst dann zur Bekämpfung der Orthodoxie verwandt werde." Es wird keineswegs geleugnet, daß Bugenhagen und Luther selbst die Lehren der bekämpften Orthodoxie geteilt und eifrig vertreten haben: aber das wird behauptet, daß, so oft auch die Reformatoren selbst so gelehrt haben, auch sie sich, wie die heutige dogmatische Orthodoxie, in Widerspruch gesetzt haben mit ihren *eigenen* reformatorischen Grundsätzen, und daß gerade die pietätvolle Treue gegen die letzteren uns Heutige zum Fortschritt über den sonstigen Standpunkt der Reformatoren hinaus veranlassen muß. — „Ich bin *durchs Bekenntnis* dem Bekenntnis gestorben, auf daß ich Gott lebe." Dieser Losung möchte auch die hier angezeigte Predigt zum Siege verhelfen, und so an ihrem Teile dazu beitragen, daß jede Freiheit vom Bekenntnis der Väter nur durch Treue gegen dieses selbige Bekenntnis der Väter gerechtfertigt werde, in der Erkenntnis: daß gerade in den Bekenntnissen neuer Most in alten Schläuchen geborgen ist, und daß gerade *dieser in den Bekenntnissen vorhandene* neue Most die alten Schläuche der Bekenntnisse zerreißen soll und muß.

Hamburg — Arnold Köster

Beweis für das Dasein Gottes, den Gebildeten unter den Zweiflern gewidmet von Dr. Paul Schwartzkopff, Professor zu Wernigerode. Halle und Bremen, C. Ed. Müllers Verlag 1901. 2 Mk.

Verfasser kennt die Vorurteile gegen jeden „Gottesbeweis" und weiß sie zu würdigen. Kant hat unwiderleglich bewiesen, daß es keinen unmittelbaren Schluß von der Welt auf einen *überweltlichen* Gott geben kann. Aber warum nicht auf den *innerweltlichen*, in dem wir leben, weben und sind? Sollte Paulus so völlig irre gehen, wenn er die an sich unsichtbare Kraft und Gottheit dennoch aus den Gebilden der Schöpfung ersehen läßt? Und zwar von *Heiden*, denen die eigentliche „Offenbarung" Gottes nicht zugänglich ist! Ich gestehe, daß mir der religiöse Instinkt des Heidenapostels so viel gilt, als Kants philosophische Autorität. Was aber hier Paulus geltend macht, ist nichts Anderes, als der heutzutage so in Mißkredit gekommene „kosmologische Beweis". — Freilich erreicht dieser, wie gesagt, zunächst nur den *innerweltlichen* Gott. Und auch diesen nur dann, wenn wir ein von dem großen Königsberger Philosophen angefochtenes Recht zurückzugewinnen vermögen. Ich meine, wenn wir, trotz Kant, von den Wirkungen in der Welt auf einen Träger und Urheber ihres Gesamtwirkens zurückschließen dürfen. Dann müßte aber ein ursächliches Band das *Innere* der Welt mit den Weltwirkungen, als Aeußerungen dieses Inneren, verknüpfen. Damit ergiebt sich also als erste Aufgabe des erneuerten kosmologischen Beweises: zu zeigen, daß die Ursächlichkeit nicht bloß auf Erscheinungen geht, sondern auch auf das, was in ihnen erscheint. Ob mir dieser Nachweis gelungen ist, muß ich meinen Lesern zu beurteilen überlassen. So viel aber ist klar, daß, wenn Kants Bestreitung metaphysischer Ursächlichkeit stichhält, jeder kosmologische Beweis dahinfällt. — Und mit ihm fallen alle diejenigen, deren Unterlage er bildet. So gestattet das *Sittengesetz* nicht ohne Weiteres einen zwingenden Schluß auf ein *Dasein Gottes*. Denn es stellt zunächst nur das tiefste Wesen des *Menschen* dar. Hier ist also an sich einzig *Autonomie* möglich. Diese läßt sich als *Theonomie* nur aufzeigen, wenn man Gott bereits *voraussetzt*. Jene Voraussetzung aber kann nicht auf rein moralischem, sondern nur auf kosmologischem Wege bewährt werden. Erst wenn ich aus meiner individuellen Einzelexistenz heraustrete, ist das über mein Einzelleben hinausgreifende, allumfassende Wesen zu finden. Aber nur der Weg der Kausalität führt über mein Einzel-Ich hinaus. Und ähnlich, wie mit dem moralischen, steht es auch mit dem „teleologischen" Gottesbeweise. — Aber, so fragt man schließlich: Gesetzt, man könnte einen wissenschaftlichen Beweis für das Dasein Gottes führen — *was soll er nützen?* Darauf antworte ich: 1. Solch kindlichen Gemütern, die von Wissenszweifeln nicht angefochten werden, nützt er *Nichts*. 2. Er ist vor allem für „Denkende", daher auch Zweifeln ausgesetzte Gebildete bestimmt, die auf die Dauer mit dem System zweier, gänzlich unverbundener Herzkammern nicht auskommen; für welche Kopf und Herz, die doch dasselbe Ich zum Träger haben, nicht disparate Welten bedeuten; die sich aus Wissens- und Glaubenszweifeln zu einer *einheitlichen* Weltanschauung hindurchretten müssen. 3. Allein der wissenschaftliche Beweis für das Dasein Gottes kann „wissenschaftlichen Beweisen" für das Nichtdasein Gottes, welche heute manchen der Edelsten gefangennehmen, die Spitze bieten. 4. Solch ein Gottesbeweis kann zwar nicht direkt zum Glauben führen, aber Hemmungen desselben wegräumen und ihm die Wege bahnen. Er ist eben nicht *Glaubens*beweis, sondern ein *Wissens*beweis. Darin liegt seine Stärke. Aber auch seine Schwäche. Führt er doch mit Sicherheit uns bis zum allmächtigen Weltgeiste; aber nicht bis zur „ewigen Liebe". So bedarf er zuletzt der Ergänzung durch den „christologischen" Beweis, welcher die Liebe des himmlischen Vaters in seinem Sohne allen denen vor Augen stellt, aber auch nur denen, die zum *Glauben* tüchtig sind. So versucht denn mein Schriftchen auf die allein haltbare kosmologische Grundlage den „teleologischen" und sodann den „moralischen" Beweis zu bauen, um den ganzen Bau im „christologischen" Beweise gipfeln zu lassen.

Wernigerode — Paul Schwartzkopff

Die „Lade Jahves". Von D. J. Meinhold, Professor an der Universität Bonn. Tübingen, Mohr 1900. 1,50 Mk.

*) Diese Zeilen wurden vor der Berliner Aufführung des Oedipus derselben Verfasserin niedergeschrieben, den ich übrigens noch nicht kenne. H F

Das Schriftchen bietet einen Aufsatz aus dem diesjährigen Heft des rheinischen Predigervereins. Er ist nun separat erschienen, weil mir daran lag, daß die in ihm vertretene Anschauung weiteren Kreisen zur Beurteilung zugänglich würde. Die bisherigen Lösungsversuche des Rätsels, das die „Bundeslade" den Forschern aufgiebt, schienen nicht mir allein ungenügend. Mag man annehmen, daß es sich um ein altes vormosaisches Heiligtum handelt, welches heilige Steine enthielt, die dann mit der Jahvereligion in Beziehung gebracht wurden und später Anlaß zu der Meinung gaben, daß der Dekalog auf Steine geschrieben in der Bundeslade niedergelegt worden sei (Vatke, Stade); mag man vermuten, daß die Israeliten mit der Lade einen Gebrauch der Aegypter nachahmten, die bei Prozessionen ihren Gott in einer Kajüte unsichtbar (?) auf einer Barke durch das Land führten (Guthe): eine wirklich ansprechende Erklärung war damit nicht gegeben. Meine Schrift versucht nun eine andere Lösung zu bieten. Es läßt sich vielfach nachweisen, daß die alten Völker Griechenlands wie Asiens Götter, die sie auf einem bestimmten Berge unsichtbar thronend dachten, bei dem Verlassen des Berges mitzunehmen wünschten. Zu dem Zweck machten sie anstatt des auf dem Berge ausgemeißelten unbeweglichen Thrones einen beweglichen Sitz, auf dem dann der Gott, wenn auch nicht sichtbar, ihrem Zuge voranging. Ein klassisches und bekanntes Beispiel bietet davon der leere Sonnenwagen, den nach Herodot Xerxes bei seinem Griechenzuge mit sich führte. Nimmt man an, daß die Israeliten bei dem Abzuge vom Sinaj nach ägyptischem Muster einen durchaus ladenartig gestalteten Gottesthron errichteten, und auf ihm Gott unsichtbar seinem Volk voranziehend dachten, so würde wohl das Rätsel gelöst sein können. Dann versteht sich z. B. ein Wort wie Jer. 3, 16 f: „In jenen Tagen wird man der Lade (der geraubten oder vernichteten) nicht mehr gedenken, sie nicht mehr vermissen, auch nicht wiederherstellen: in jenen Tagen wird man Jerusalem Thron Gottes nennen" aufs beste.

Bonn — Meinhold

Die Straßburger liturgischen Ordnungen im Zeitalter der Reformation nebst einer Bibliographie der Straßburger Gesangbücher gesammelt und herausgegeben von Friedrich Hubert. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1900. LXXXVI, 154 S. nebst 8 Tafeln. 8 Mk.

Die historischen Studien auf dem Gebiet der Liturgie haben in den letzten Jahrzehnten einen über Erwarten großen Aufschwung genommen. Wenn diese Bewegung andauert, wird sie sicherlich — wenigstens für das Reformationszeitalter — zur Sammlung der Monumenta Germaniae liturgica führen. Für sie alle, die Denkmale des liturgischen Schaffens und gottesdienstlichen Erlebens unserer Nation, würde großenteils das Motto passen, das, von Wildenbruch geprägt, dem Buche voransteht: „Mit eurem Herrgott selbst könnt Ihr sprechen, wie Euch der Schnabel gewachsen ist und das Herz. Alldieweilen der liebe Herrgott früher nur Latein geredet hat; jetzt aber, seit der Luther gekommen, versteht er das Deutsch."

Einen besonderen Reiz aber gewährt es, solchen Lauten der Muttersprache aus den Gottesdiensten der deutschen Schicksalsstadt zu lauschen. Auch für Straßburg hat Julius Smends im gleichen Verlage erschienenes Werk „Die evangelischen deutschen Messen bis zu Luthers deutscher Messe (1526)" die Bahn gebrochen. Ihm ist das neue Buch, welches die Straßburger liturgischen Ordnungen des ganzen Reformationszeitalters gesammelt vorlegt, gewidmet.

Die bibliographische Grundlegung verzeichnet die Straßburger Gesangbücher bis 1561 — selbst nach Philipp Wackernagel keine überflüssige Arbeit — und auch die zum Teil schon bekannten Handschriften. So entlastet kann die historisch-kritische Einleitung in thunlichster Kürze versuchen, das Verständnis der liturgischen Entwickelung, welches der Herausgeber in unmittelbarem Umgang mit den Quellen gewonnen hat, dem Leser zu vermitteln. In gar Manchem weicht der Herausgeber von den früheren Forschern ab. Der Kundige wird auf den ersten Blick die Wandlung der Controversen erkennen; aber ausdrücklich derartige Abweichungen als solche zu unterstreichen, hat dem Herausgeber ferngelegen, da er sich in der Hauptsache auch allen denen, die minder erfolgreich als Julius Smend auf diesem Gebiet gearbeitet haben, dankbar verbunden weiß.

Die Ordnungen selbst sind so gedruckt, vielfach in Parallelspalten, daß der Text für sich die ganze sachliche, die Anmerkungen die weitere sprachliche, auch die orthographische Entwickelung der Quelle veranschaulichen. Den Trauungsordnungen folgen die Taufformen. In der Mitte stehen die Ordnungen für den Hauptgottesdienst und die Nebengottesdienste. Liturgien für Krankenseelsorge und Begräbnisse schließen die eigentliche Ausgabe ab. Der Anhang bringt außer den Vorreden der Gesangbücher noch die älteste erhaltene Straßburger Konfirmationsordnung.

Das Buch bietet die Grundlage zu einer exakten Feststellung des von Straßburg ausgeübten liturgischen Einflusses, der seine Kirchenpolitik freilich weniger in die Augen fallend, aber ähnlich bedeutsam begleitet hat. Daneben hat diese Publikation vielleicht eine Bedeutung für die heutigen elsässischen Landeskirchen, denen sie die wichtigste Partie ihrer ersten liturgischen Blütezeit vorführt. Die (bis auf eine) von der Reichsdruckerei in bekannter Vorzüglichkeit hergestellten acht Tafeln geben bemerkenswerte, z. T. auch konfessionell charakteristische Titelblätter alter Gesangbücher — meist Unica — wieder, den Bücherfreunden gewiß willkommene Beigaben.

Rummelsburg bei Berlin — F. Hubert

Marginalien und Register zu Kants Kritik der reinen Vernunft (1794). Von G. S. A. Mellin, Prediger an der deutsch-reformierten Gemeine in Magdeburg. Neu herausgegeben und mit einer Begleitschrift zur Würdigung der Kritik der reinen Vernunft versehen von Dr. Ludwig Goldschmidt. Gotha, E. F. Thienemann 1900. 6 Mk.

Mellins Marginalien geben einen Auszug der Kantischen Kritik, der den Kerngedanken eines jeden Absatzes getreulich aufführt. Diese Arbeit ist mit vollem Verständnis ausgeführt; Kant selbst hat, wie mir inzwischen bekannt geworden, Mellin als den Mann bezeichnet, der „am tiefsten in seinen Sinn eingedrungen sei und ihn am klärsten dargestellt habe."

Für die Neuherausgabe war der Gedanke nicht allein bestimmend, ein ebenso praktisches als zuverlässiges Hilfsmittel zum Kantstudium allgemein wieder zugänglich zu machen. In dem ziel- und planlosen Kampfe, der heute um Kant und in der Philosophie gekämpft wird, droht das Verständnis seiner Lehre unterzugehen. Historisch gewordene Vorurteile und ein Wall von oberflächlichen Sentenzen stellen sich der gerechten Würdigung des großen Philosophen entgegen. Der ebenso gründliche als kritische Mellin legt unsrer Zeit nahe, auf die Vernunftkritik eine Arbeit und ein Nachdenken zu verwenden, von dem uns die überlegene Weisheit unsrer Zeit dispensieren möchte. Hätte man nicht voreilig kritisiert, so wäre es unmöglich gewesen, Widerspruch über Widerspruch in einem Buche zu finden, das sich die Mühe nimmt, den Ursprung und die Quelle eines widerspruchsvollen Verhaltens im menschlichen Denken aufzudecken. Kein Wunder, daß aus jedem Mißverständnis ein Widerspruch wird, wenn man die unverstandene Kritik an den eigenen, des Zusammenhangs ermangelnden Gedanken mißt. Alle jene so oft behaupteten Inkonsequenzen in der Kritik Kants schwinden, wenn man in die Gedanken des Philosophen wirklich eingedrungen ist. Es ist auch kein Gedanke in der Kritik enthalten, der den träumerischen Spekulationen philosophischer Romantik ein Recht einräumte, an den Namen Kants anzuknüpfen. Man hat die scharfe Scheidung der Wege häufig übersehen und die Kantische Lehre für historische Erscheinungen verantwortlich gemacht, obwohl er selbst noch gegen den freundschaftlichen Mißbrauch seines Namens Einspruch erhoben hatte. Vielfach setzt man sich heute der Täuschung gar nicht mehr aus, vor der die Kritik die Wissenschaft schützen sollte. Man glaubt, sich von dem dogmatischen Nebel, in dem die Kritik verhüllt erscheint, frei zu machen, wenn man die Erfahrung analysiert und dabei zu den Thatsachen gelangt, die Kant geradezu voraussetzt. Nicht selten begegnet uns dann ein Urteil, das auf andres Gebiet übertragen sich so ausnehmen würde: „Dieses Lehrbuch der Physik will Licht, Wärme und Elektrizität zum Verständnis bringen. Alle seine Erklärungen sind, wie leicht zu sehen, irrtümlich. Aber darin hat es Recht: es giebt wirklich Licht, Wärme und Elektrizität." Man irrt sich ferner, wenn man mit psychologischen oder wie so oft gar mit physiologischen Errungenschaften unsrer Zeit dem Verfasser der Kritik entgegentritt. Die funktionellen Beziehungen zwischen Leib und Seele mögen vielfach in unsrer Zeit geklärt sein, aber man sollte doch nicht wähnen, daß irgend einem Philosophen vor unsrer Zeit die Thatsache allgemeiner Beziehungen zwischen Beiden hätte entgehen können. Daß man auch der Person des Philosophen zu nahe getreten ist, beweist der ungeheuerliche Vorwurf, der sich an den Vergleich der in den Grundgedanken nicht um Haaresbreite von einander abweichenden Auflagen knüpft. Angesichts seiner unerschütterlichen Ueberzeugung weiß man sich heute nicht anders zu helfen, als daß man den friedliebenden und bescheidenen Kant der Rechthaberei zeiht, oder daß man ihn mit genialer Verwirrung entschuldigt, aus der er sich ebensowenig als aus seinen Vorurteilen zu lösen wußte.

Der Herausgeber hat dem Mellinschen Buche eine Begleitschrift beigegeben, die zur gerechten Würdigung der Vernunftkritik und ihres Verfassers einen Beitrag liefern soll. Er hat versucht, in möglichst allgemein verständlicher Weise die Grundgedanken der Kritik nicht allein zu reproduzieren, sondern auch gegen landläufige Vorwürfe zu verteidigen. Der Verfasser stützt sich dabei nicht auf die Schriften Andrer, sondern er sieht in der Harmonie mit dem Autor, den er dem Verständnis näher bringen möchte, eine Gewähr seiner Arbeit. Wenn es überall leichter ist, tadelnd zu kritisieren, als auf die fremden Gedanken eingehend anzuerkennen, so ist das bei der Kantischen Kritik in erhöhtem Maße der Fall. Sie ist nicht leicht zu erobern und ihr Studium erfordert heute mehr als vor hundert Jahren Anstrengung und intensives Nachdenken. Wenn es mir gelungen sein sollte, zur Vertiefung in den Kantischen Gedankenbereich zu ermutigen, so bin ich sicher, auch im Geiste Mellins gearbeitet zu haben. Die Geschichte der Philosophie hat an diesem hervorragenden Manne ein Versäumnis nachzuholen. Wenn die heutige Philosophie Bedenken über Bedenken Kant entgegenträgt, so giebt es kaum eines, das nicht schon von dem sich mit der Kantischen Lehre identifizierenden Mellin mit gewichtigen Gründen zerstreut wäre. Er wehrt sich gegen Einwürfe, „die nicht bloß ungerecht gegen Kant, sondern beleidigend für Alle" seien, „die aus Einsicht seine Theorie verstehen und sich von ihrer unumstößlichen Wahrheit überzeugt haben." „Die Nachwelt wird einst in der Geschichte der Philosophie, wenn die Parteisucht nicht mehr mitsprechen wird, entscheiden . . ." Wir sind gewiß, daß diese Vorhersage ebensowohl im Sinne Mellins eintreffen wird, als sich seine Kritik gegen das dogmatische Vorgehen von Reinhold und Fichte bereits bewährt hat.

Gotha — Ludwig Goldschmidt

Verschiedenes

Litterarische Notizen. Der Oedipus von Gertrud Prellwitz wurde von der Kritik mit seltener Einmütigkeit sehr ungünstig beurteilt. Man hat dabei den Eindruck, daß die Vorstellung selbst, der es augenscheinlich an guten Schauspielern fehlte, nicht wenig an diesem Urteil mitschuldig ist. Nachdem ich das Stück inzwischen gelesen habe, finde ich begreiflich, daß es sich nicht als bühnenfähig erwiesen hat. „Zwischen zwei Welten“ bedeutet auch in dieser Beziehung ohne Zweifel einen entschiedenen Fortschritt. — In Madrid ist es infolge der Aufführung des Dramas Elektra von Benito Perez Galdos, der bisher schon als Romanschriftsteller weit über Spanien hinaus geschätzt wurde, fast zu einem Aufruhr gekommen. Das Drama wendet sich gegen die Thätigkeit der religiösen Kongregationen, besonders gegen die Jesuiten. Wie die Zeitungen melden, weckt es ungeheure Begeisterung. Die Regierung wollte einschreiten, fing es aber so ungeschickt an und erregte dadurch einen solchen Sturm der Entrüstung, daß sie nichts mehr zu unternehmen wagt gegen das antiklerikale Werk, das auch schon in den Provinzstädten zu einem Zugstück geworden ist. Das Stück ist im Buchhandel noch nicht zu haben. Könnte vielleicht ein Leser in Spanien Näheres mitteilen? — Von der neuen historisch-kritischen Hebbel-Ausgabe (vergl. 1900 Spalte 1192), die bei B. Behr (E. Bock) in Berlin erscheint, kam kürzlich der erste Band heraus. Er ist 493 Seiten stark, kostet 2,50 Mk. und enthält die Tragödien Judith und Genoveva, sowie die Komödie Der Diamant. Voraus geht als Einleitung eine Einführung in die drei Stücke von Professor Richard Maria Werner. Es folgt ein Anhang und sehr ausführliche Lesarten und Anmerkungen. Ich empfehle nochmals diese Ausgabe und werde darauf zurückkommen, wenn mehrere Bände vorliegen. — Eine Empfehlung soll auch der Hinweis auf die Wochenschrift Die Heimat, Blätter für Litteratur und Volkstum, sein. Für den sehr geringen Preis von zehn Pfennigen die Nummer bietet sie Viel und Vielerlei. Sie will vor allem die sogenannte Heimatkunst pflegen, was verdienstlich ist. Vierteljährlich dreizehn Hefte, die im Abonnement nur eine Mark kosten. Leiter: Eugen Kalkschmidt, Verleger Georg Heinrich Meyer, Berlin SW. 46. H F

Kleine Mitteilungen. Wir werden wahrhaftig in unserm Blatt noch eine schwarze Ecke einführen müssen. Keine Woche, daß nicht die wunderlichsten Ungereimtheiten und Unzuträglichkeiten aus dem kirchlichen und religiösen Leben der Heimat uns gemeldet würden. Z. B. neulich wieder in Brandenburg an der Havel. Es fand einer der unvermeidlichen und gelegentlich wirklich so netten Bazare statt. Diesmal zum Besten der St. Katharinenkirche dortselbst. Es muß sehr gemütlich dabei zugegangen sein. Wenigstens einer Postkarte nach zu urteilen, die vom Festplatze aus verschickt wurde. Die „Ansicht“ zeigt die Büste eines feschen Frauenzimmers, die ein Tablett mit Kuchen, schäumenden Gläsern und einer Likörflasche emporhält. Darunter: „Tyrolerschenke. Bazar zum Besten der St. Katharinenkirche. Wer lange hier sitzt, der wird lange auch leben, denn hier wird das Beste verzapft und gegeben.“ Ich weiß sehr wohl, daß dergleichen Taktlosigkeiten zumeist irgend einem ebenso erfinderischen wie opferfreudigen Mitgliede der Gesellschaft zur Last fallen, und daß kein Imprimatur von den höchsten Instanzen für jene Karte eingeholt worden sein wird. Indessen es wird wirklich Zeit, daß man von allen Seiten diesem Unfug kirchlicher Scherze und Vergnügungen mit unnachsichtiger Kritik ernstlich zu Leibe geht.

Aber so peinlich dergleichen ist, schlimmer wirkt ein Andres. Und zwar darum, weil die Verirrung offenbar auch von Berufenen nicht gemerkt wird. Ein Leser schreibt uns unter der Ueberschrift „Vom christlichen Vaudeville“:

Das giebt es nämlich; aber es gilt nicht etwa als Blasphemie, sondern als „Predigt durch die Kunst.“ Wohlgemerkt: wenn Renan seinen Jesus in Gethsemane „der Jungfrauen“ denken läßt, „die vielleicht eingewilligt hätten ihn zu lieben,“ so empfindet Jeder das Verletzende der Anschauung. Wenn aber Plockhorst so Etwas nicht sagt, sondern malt, wenn er einen liebenswürdigen Herrn mit Jesus-Habit und -Bart malt und ein üppiges Weib, durch ein an den Magen gepreßtes Buch als „christliche Jungfrau“ gekennzeichnet, sich an ihn drängeln läßt, so wird solch eine Verhöhnung jedes Ernstes in der Weihnachtswerbenummer des „Pfarrhaus“ abgedruckt. Und wenn irgend ein Stümper, statt seiner Tanten Frühstücksteller zu kolorieren, sechs Gruppen tanzweißer junger Damen vom Typus „Süßes Leben“ darstellt, mit Flügeln und Kreuzen, so kann der höchst findige „Kunst“-Verlag Bong ihn als einen „genialen Künstler“ und seine „Bilder“ als „durch Allerhöchste Anerkennung Ihrer Majestät der Kaiserin ausgezeichnet“ den Pfarrhäusern empfehlen, ohne den bekannten „Schrei der Entrüstung“ befürchten zu müssen. —

In der Kölnischen Volkszeitung Nr. 197 (Freitagsbeilage Nr. 9) hat der apostolische Vikar Bischof von Anzer eine „Abwehr der Angriffe auf die katholischen Missionen in Südschantung“ veröffentlicht. Eine gründliche Antwort hat ihm Pfarrer Horbach in Marburg gewidmet (vgl. dessen Artikel in unsrer Nr. 11: Zur jüngsten Missionsdebatte im deutschen Reichstag). Sie findet sich im Reichsboten und trägt die bezeichnende Ueberschrift Anzer contra Anzer. Es handelt sich hier um mehr als um allgemeine Anklagen und unkontrollierbare Abneigungen, es handelt sich um die Feststellung von Thatsachen. Wer sich vor allem für Thatsachen (z. B. die Besetzung von Kiautschau und ihre Motive) interessiert, darf an den Horbachschen Veröffentlichungen nicht vorübergehen.

Herr Hofprediger Stoecker schreibt uns aus Anlaß der Aeußerung des Herrn Pfarrers Horbach in Nr. 11, Sp. 249, daß er am 13. Februar im Reichstag war, als Bebel seine Rede hielt, aber durch Berufsgeschäfte verhindert wurde dauernd der Sitzung beizuwohnen, so daß es ihm unmöglich war, zu der Debatte das Wort zu nehmen. Er habe aber in der dritten Lesung zu derselben Angelegenheit am 15. Februar das Wort ergriffen, weil ihm daran lag, seine Meinung zu sagen. Allerdings nur kurz, weil die Parteien übereingekommen waren, überhaupt nicht mehr zu diskutieren. — Zu Sp. 252 bemerkt Herr Hofprediger Stoecker noch, daß er selbstverständlich unter dem „Gesindel in China“ nicht das chinesische Volk, sondern eben das chinesische Gesindel verstanden habe.

Ein Artikel über Christian Science von kundigster Hand folgt etwa in vierzehn Tagen. R

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich: 50 Mk. von R B, Frankfurt a. M.; 7 von dem theologischen Studentenverein Concordia in Göttingen; 5 aus der Gemeinde Langenau, Kirchspiel Fleisbach; 4,25 aus der Gemeinde Elbing; 4 von M W, Berlin; je 3 von N N, Bergen; E J, Freiburg.

Für Armenien: 5 Mk. von M M, Reutlingen; 2 von E J, Freiburg.

Für das notwendige Liebeswerk: 50 Mk. von R B, Frankfurt a. M.; 21,80 von den Geistlichen der Ephorie Naumburg.

Für die Witwen und Waisen der Buren: 32,50 Mk. gesammelt auf Familienabenden der Parochie Cobbel.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag 15. April 5 Uhr Rosenau: Anarchismus.

Gotha. Montag 15. April nachm. 3½ Uhr im Schützen: Harnack, Wesen des Christentums S. 65—95.

Gäste, auch Damen, willkommen!

Kirchlich-Theologische Konferenz Berlin

(Monatlicher Diskussionsabend)

Mittwoch, den 27. März abends 8 Uhr im „Heidelberger“ (Friedrich- und Dorotheenstr.-Ecke). Thema: Die Bedeutung des Leidens Christi für die christliche Persönlichkeit.

Kand. Theol., musikalisch, längere Zeit Hauslehrer, wünscht ähnliche Stellung in **Sachsen** sofort. Anfragen durch den Verlag

Bekanntmachung

An der unter unserm Patronat stehenden **St. Gotthardt-Kirche** hierselbst wird die Stelle des **Diakonus** voraussichtlich zum 1. Juli d. Js. frei.

Die Stelle gehört zu Klasse I des § 8 Pfarrbesoldungsgesetzes vom 2. Juli 1898. Mit derselben ist eine Dienstwohnung verbunden.

Bewerber wollen ihre Zeugnisse nebst Lebenslauf zum 10. April cr. bei uns einreichen.

Brandenburg a. H., den 9. März 1901

Der Magistrat

Gesucht

zu Ostern ein **Cand. theol. oder phil. zur Beaufsichtigung der Schularbeiten eines Real-Obertertianers und zweier Quartaner.**

Fabrikbesitzer Otto Banneitz
Hameln a. Weser

Gesucht zu Ostern im Unterrichten geübter **Kandidat** (bevorzugt cand. min.) für die **Privatschule zu Ihlienworth** b. Otterndorf (Hannover). Angenehme Stellung. Anregender Verkehr. Gesundes Klima (Seeklima).

Gefl. Offerten erbittet **umgehend** der **Schulvorstand**, der zu jeder weiteren Auskunft gerne bereit ist.

Ausschreibung

Charlottenburg, Oberpfarrstelle an der Luisenkirche. Besetzung zum 1. Oktober d. J. Bei der Behörde ist eine Festsetzung des Gehaltes auf 7500 M. beantragt neben freier Wohnung (ev. 1800 M. Mietsentschädigung.) Wahl durch die Gemeindekörperschaften. Bewerbungen sind bis zum 15. April d. J. an den Gemeindekirchenrat der Luisenkirche einzureichen.

Charlottenburg, den 7. März 1901.

Der Gemeindekirchenrat
gez. Dobberstein.

Liebe evangelische Glaubensgenossen!

Gleich Klostergrab ist auch Braunaus Name für immer in die Tafeln der Kirchengeschichte eingegraben — ein leuchtendes Beispiel evangelischer Glaubenstreue, ein schmähliches Malzeichen römischer Reformationspraxis.

Wenige Jahre nach Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, welchen die widerrechtliche Sperrung der evangelischen Kirche Braunaus im Dezember 1617 mitveranlaßte, wanderten die Evangelischen Braunaus zum größten Teile aus. Der Rest „bekehrte sich".

Seit jener Zeit ist Braunau eine katholische Stadt. Ihren etwa 8000 Einwohnern stehen heute 5 katholische Kirchen zur Verfügung. Dazu kommt ein Benediktinerkloster, das durch die Zahl der von ihm besetzten Pfarreien, mehr noch durch seinen ungeheuren Reichtum, einen weitgehenden Einfluß ausübt.

Trotzdem ist auch hier und noch mehr unter den kerndeutschen, unabhängigen Bauern der Umgegend die römische Macht stark erschüttert Auch hier hat der Ruf „Los von Rom" in deutschen Herzen gezündet. „Rom-müde" sind weite deutsch-katholische Kreise schon lange gewesen, nun wollen sie auch „Rom-frei" werden.

Uns ist es ein Zeichen, daß das evangelische Braunau der Vergangenheit eine neue Auferstehung feiern will und feiern wird. Gott will es! Und wir wollen beten und arbeiten, daß die rommüden Seelen durch und für das Evangelium geweckt und frisch werden, daß das „los von Rom" werde zu einem „gebunden an Jesus Christus".

Ohne Eure Hilfe aber, teure evangelische Glaubensgenossen, sind wir nicht imstande, allen Anforderungen, die gerade jetzt an uns herantreten, gerecht zu werden.

Unsere Gemeinde ist noch klein und mittellos. Sie besteht seit 1893, wo sie sich als Filialgemeinde von Schonov-Wenzelsberg konstituierte — mit sechsmaligem Gottesdienst im Jahr. Der benachbarte Grenzort Halbstadt ist Predigtstation. Seit vorigem Jahr haben wir — dank der kräftigen Unterstützung durch den westfälischen Hauptverein des Evangelischen Bundes, der uns als Pathenkind in seine besondere Pflege nahm — einen eigenen Vikar und damit regelmäßigen Gottesdienst: nur die Kirche fehlt uns. Als uns Ende 1899 der Raum, welchen wir bis dahin zum Gottesdienst benutzten, plötzlich gekündigt wurde, stellte uns der deutsche Turnverein seine Halle auf 3 Jahre gegen eine jährliche Miete von 100 Gulden in freundlicher Weise zur Verfügung. Ob wir nach drei Jahren auf gleiches Entgegenkommen rechnen können, wissen wir nicht. Wir wollen und dürfen auch nicht immer von der Freundlichkeit oder Unfreundlichkeit Anderer abhängen. Eine Kirche thut uns dringend not.

So wenden wir uns denn mit der herzlichen Bitte an Euch, liebwerte Glaubensgenossen aus Nah und Fern, **helft uns unsere „Auferstehungskirche" bauen!**

Wollten wir auch für die erste Zeit mit einem Gemeindehaus zufrieden sein, Braunaus evangelische Vergangenheit und seine Bedeutung für die evangelische Sache der Gegenwart im deutschen Ostböhmen fordern eine — wenn auch einfache — Kirche.

Wo einst die evangelische Kirche stand, erhebt sich heute die katholische St. Wenzelskirche. Jene wurde niedergerissen, da man fürchtete, wie es in einer katholischen Broschüre heißt, „sie könne Veranlassung zu protestantischer Propaganda werden."

Wir halten dafür, es sei eine Ehrensache aller Evangelischen, zu helfen, daß Braunau wieder seine evangelische Kirche bekomme. Ein Wahrzeichen soll sie werden für alle, die sich einbilden, die evangelische Wahrheit vernichten zu können; sie lebt und wird leben — eine Andachtsstätte für alle, welche im Zeichen des Glaubens „allein" leben, siegen und sterben wollen.

Vor Kurzem haben wir einen Bauplatz in schönster Lage von Braunau-Großdorf — dem Kloster gegenüber — für 6000 Gulden erworben, womit die Gemeinde freilich eine Schuldenlast von 4500 Gulden übernommen hat. Der Anfang ist gemacht. Einen Platz haben wir. Wann wird die Kirche darauf stehen? Wann werden auch hier wieder evangelische Glocken zum evangelischen Gotteshaus rufen? Helft uns, liebe Glaubensgenossen, daß es bald geschehe!

Braunau i. B., im Februar 1901.

Das Presbyterium der evang. Filial-Gemeinde A. B.

Lic. theol. Karl von Lányi,
Pfarrer in Schonov-Wenzelsberg bei Nachod i. B.

Hermann Weiß, Kurator. **Friedrich Kinzenbach,** Vikar.

Gaben wolle man senden an Vikar Kinzenbach in Großdorf bei Braunau in Böhmen.

Das Gymnasial-Alumnat zu Höxter a. W.

bietet Ersatz für die Familie, engsten Anschluß an die Schule, sorgfältige Ueberwachung der Zöglinge. Das Klima von Höxter gesund und nervenstärkend. Prospekte zur Verfügung

Die Gymnasialdirektion,
Fauth

Thee Ronnefeldt
FRANKFURT A/M.
ZEIL 33.
Anerkannt feine Mischungen
FAMILIENTHEE
beliebte Sorten
CONGO M. 3.- &
SOUCHONG M. 4.- p. ℔
à M. 2.50 &
M. 3.50 p. ℔
Bei 8 ℔ billiger.
Nach Auswärts von M. 10.- ab Franco

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

PIANINOS von M. 350.— an
HARMONIUMS von M. 80.— an
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten. Gr. illustr. Katalog gratis-franco
Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospekt frei.

Für die Konfirmations- und Osterzeit

Speziell religiöse Litteratur:

L. Endres: Gedenke mein! Mitgabe fürs Leben, unsern Konfirmanden gewidmet. Mit Widmungsblatt. 3. Aufl. In eleg. Leinwandbande 1 M. [Partiepreis bei Bezug von 25 Exemplaren à 90 Pf.!]

Karl Haußleiter: Fürs Leben. Der Katechismus als Gabe für Konfirmanden und Konfirmierte. 3. u. 4. Aufl. Eleg. gebunden 60 Pf.

Die Konfirmationsschriften von Endres und von Haußleiter eignen sich trefflichst zu Geschenken, wie auch zur Verteilung an die Konfirmanden, zumal da auch ihre Ausstattung im Verhältnis zu den Preisen als äußerst gediegen und elegant bezeichnet werden darf.

Lebensfragen. Herausgegeben von **August Sperl.** 2. Aufl. Geb. 4 M.

„Es ist viel aber nicht zuviel behauptet, daß diese väterlichen Worte zum Besten gehören, was je das Alter zur Jugend gesagt hat."
(„Christl. Welt.")

W. Löhe: Samenkörner des Gebets. 43. Aufl. Geb. 1 M. — Feine Ausgabe. Lwbd. m. Goldschn. 2 M. 80 Pf.

D. **Chr. Seybold: Evangel. Hauspostille.** 2 Bde.: I. Evangelienpredigten. II. Epistelpredigten. Geb. à 4 M. 50 Pf.

Oberkonsistorialpräsident D. **A. v. Stählin.** Ein Lebensbild von Dr. O. Stählin. Geb. 2 M. 80 Pf.

Dr. **Gustav Zart: Das menschlich Anziehende in der Erscheinung Jesu Christi.** Eleg. kart. mit Goldschnitt 1 M. 20 Pf.

Vermischte Festgeschenke:

Dr. **A. Bielschowsky: Goethe.** Sein Leben und seine Werke. Erster Band. 2. Aufl. Lwbd. 6 M.; Halbkalblederbd. 8 M. (Der II. Bd. erscheint zu Weihnachten d. Js.)

W. Bigge (Oberst): **Moltke-Biographie.** 2 Bde. Geb. 13 M. 50 Pf. (Neuigkeit).

Karl Klein: Fröschweiler Chronik. Prachtausgabe geb. 10 M. [Kleine Ausgabe: 18. Aufl. Kart. 2 M. 80 Pf.]

Dr. **Ad. Matthias: Wie werden wir Kinder des Glücks?** Eleg. geb. 4 M.

Ein Seitenstück zu des Verfassers bereits in 3 Auflagen erschienenem Erziehungsbüchlein: Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? (Geb. 4 M.) Als Konfirmations- bezhgsw. Ostergeschenk eignen sich die beiden Matthias'schen Schriften wie wenige andere Bücher.

August Sperl: Die Fahrt nach der alten Urkunde. 4. u. 5. Aufl. Geb. 4 M. 50 Pf.

„Eine christliche Unterhaltungsschrift ersten Ranges." (Urteil der „Ev.-luth. Kirchenztg.")

August Sperl: Die Söhne des Herrn Budiwoj. Geschichtlicher Roman. 2 Bde. 3. Aufl. Eleg. geb. 12 M.

„Ein Buch für Alte, um sich zu prüfen, ob sie Treue gehalten haben, ein Buch für Junge, um die Wange von der Glut aufleuchten zu lassen, die die Offenbarung adeliger Seelen in jungen Herzen entzündet."
Dr. Herm. Oeser

Karl Tanera: Erinnerungen eines Ordonnanz-Offiziers im Kriege 1870/71. Prachtausgabe. Geb. 14 M. [Kleine Ausgabe: 7. Aufl. 2 Bände. Kart. à 2 M. 40 Pf.]

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

In meinen Verlag ist übergegangen:

Doktor Martin Luthers Leben Thaten und Meinungen

auf Grund reichlicher Mitteilungen aus seinen Briefen und Schriften dem Volke erzählt

von

Dr. theol. Martin Rade (Paul Martin)

Drei Bände. 8. M. 13.50. Gebunden ca. M. 18.50.

Ich empfehle das Werk besonders als Konfirmationsgeschenk

Ferner erschien in meinem Verlage:

Zu Christus hin

Religiöse Geleitworte

von

D. Martin Rade

Klein 8. Kart. M. 2.—

Die Religion im modernen Geistesleben

(Mit einem Anhang: Ueber das Märchen von den drei Ringen in Lessings Nathan

Von

D. Martin Rade

Klein 8. M. 1.40. Gebunden M. 2.—

Die Wahrheit der christlichen Religion

Von

D. Martin Rade

Klein 8. M. 1.—. Gebunden M. 1.60

Hefte zur „Christlichen Welt" Nr, 43:

Reine Lehre

eine Forderung des Glaubens und nicht des Rechts

Von

D. Martin Rade

8. M. —.80

Neuester Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Prof. D. H. Cremer-Greifswald:

Taufe, Wiedergeburt und Kindertaufe in Kraft des hl. Geistes. Zweite, umgearb. Auflage. 1,80 M., geb. 2,40 M.
Wesen und Wirkung der Taufgnade. 30 Pf.
Die paulinische Rechtfertigungslehre im Zusammenhange ihrer geschichtlichen Voraussetzungen. Zweite Auflage. 6,75 M., geb. 7.50 M., mit Bibelstellen und Sachregister geb. 8 M.; das Register apart 50 Pf.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Monatsschrift für die kirchliche Praxis

Der Zeitschrift für praktische Theologie Neue Folge

In Gemeinschaft mit

D. **P. Drews**, Professor in Jena; **F. Niebergall**, Pfarrer in Kirn; **K. Teichmann**, Pfarrer in Frankfurt a. M.

und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie

herausgegeben von

Professor D. **O. Baumgarten** in Kiel.

Der erste Jahrgang der Neuen Folge bildet den 23. Jahrgang der ganzen Folge.

Postzeitungs-Nr. bei der Reichspost 4934 a (Nachtrag 4), bei der K. Württ. Post 217

Abonnementspreis für den Jahrgang M. 6
Einzelpreis eines Heftes 75 Pf.

Erster Jahrgang

Inhalt des ersten Heftes:
„Religiöse Volkskunde", eine Aufgabe der praktischen Theologie. Von Professor D. Drews
Predigt gehalten am Silvesterabend 1899 in der Stiftskirche in Tübingen von Professor D. A Hegler
Entstehungsgeschichte einer Predigt. Von Professor D. Baumgarten
Biblische Geschichte. Von Lic. H. Vollmer
Kirchliche Chronik. Von Professor D. Baumgarten

Inhalt des zweiten Heftes:
Notizen
Predigt-Skizze von D. C. Weizsäcker
Das Facit der bisherigen Verhandlungen über die Konfirmationspraxis. Von Pfarrer K. Teichmann
Etwas über Kirchenzucht. Von Pfarrer F. Niebergall
Kirchliche Chronik. Von Professor D. Baumgarten

Inhalt des dritten Heftes:
Notizen
Der Todesgedanke Jesu, eine Vorarbeit für unsere Passionspredigten. Von Professor D. Baumgarten
Neueste Beiträge zur pädagogischen Verwertung der modernen Bibelwissenschaft. Von Professor D. H. J. Holtzmann
Gedanken über die Lehrbarkeit der Religion. Von Lic. Schiele
Kirchliche Chronik. Von Professor D. Baumgarten
In necessariis unitas. Von Professor Eb. Nestle

Aus dem Inhalt des vierten Heftes:
Passionspredigt. Von Kirchenrat Professor D. H. Bassermann
Zur Kirchlichkeit des mitteldeutschen Bauernstandes. Von Prof. D. Drews
Die Osterthatsache und unsere Osterpredigt. Von Professor D. Baumgarten

Probehefte stehen zu Diensten

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu je eine litterarische Beilage von Reuther und Reichard in Berlin und von Eugen Salzer in Heilbronn